



ORIENTIERUNG

Nr. 7 64. Jahrgang Zürich, 15. April 2000

AM 11. JANUAR 2000 veröffentlichte Jean Arnault, Leiter der UN-Mission zur Überprüfung des Friedensprozesses in Guatemala (MINUGA), den zehnten Bericht über die Situation der Menschenrechte. Darin stellte er fest, daß gegenüber den beiden vorangegangenen Berichten die Zahl der Fälle, in denen den Bürgern die notwendigen Rechtsmittel verweigert werden, um 700% gestiegen ist (d.h. von 530 im Jahre 1998 auf 3670 Fälle im Jahre 1999). Mehr als zwei Drittel von Menschenrechtsvergehen überhaupt beziehen sich auf Fälle von Rechtsverweigerung. Als bekanntestes Beispiel wird im Bericht der MINUGA an den Fall des am 26. April 1998 ermordeten Weihbischofs von Guatemala, Juan Gerardi Conedera, erinnert. Dieser war brutal ermordet worden, nachdem er zwei Tage zuvor den von der katholischen Kirche Guatemalas im Rahmen des Projekts «Wiederaneignung der geschichtlichen Wahrheit» (REMHI) erstellten Bericht «Nunca Más Guatemala» über die seit den frühen sechziger Jahren begangenen Menschenrechtsverletzungen vorgestellt hatte.¹ Im folgenden veröffentlichen wir ein Interview mit dem zuletzt mit der Aufklärung des Mordes von Bischof Juan Gerardi betrauten Staatsanwalt Celvin Galindo, der am 7. Oktober 1999 ins Exil ging, nachdem er wegen seiner Nachforschungen einem immer größer werdenden Druck ausgesetzt war. Am 26. Dezember 1999 gewann die «Guatemaltequische Republikanische Front» (FRG) des früheren Diktators Efraín Ríos Montt die Parlamentswahlen, und es wurde ihr Kandidat für das Präsidentenamt, Alfonso Portillo, gewählt. Dieser trat am 14. Januar 2000 sein neues Amt an. (N.K.)

Kommt das Recht zu seinem Recht?

Orientierung (O.): Herr Galindo, können Sie uns berichten, wie es dazu kam, daß Sie den Fall von Bischof Juan Gerardi übertragen bekommen haben?

Celvin Galindo (G.): 1995 gab es eine Reform des Strafsystems von Guatemala. Man richtete das System einer mündlichen Verhandlung ein, das die deutsche Prozeßordnung zum Vorbild hatte. Diese neue Prozeßordnung löste das sogenannte inquisitive Verfahren ab, das an die französische Rechtsordnung angelehnt war. In dieser Prozeßordnung führte der Richter gleichzeitig die Untersuchungen und verhängte das Urteil. Dieses Verfahren war rein schriftlich und ermöglichte dem Angeklagten nur eine begrenzte Möglichkeit der Verteidigung. Die neue Prozeßordnung führte hingegen die Figur des Staatsanwaltes ein, der die Ermittlungen führt. Die Verhandlung ist mündlich und öffentlich und damit demokratischer. Der Verteidiger hat während des ganzen Verfahrens Einsicht in alle Schritte und damit die volle Möglichkeit zur Verteidigung des Angeklagten. Die Figur des Staatsanwaltes wurde also erst durch die Reform des Strafrechtswesens geschaffen. Dies war die Grundlage dafür, daß ich Staatsanwalt wurde. Als Staatsanwalt habe ich bis 1999, dem Jahr als ich Guatemala verlassen mußte, gearbeitet. Vorher war ich als im Strafrecht spezialisierter Anwalt tätig. Ich wurde vom Rat (Consejo) des Innenministeriums zum Staatsanwalt ernannt. Dieser Rat ist eine Vereinigung von verschiedenen Anwälten, die eine Auswahl aus den Anwälten, die sich für diese Stellen bewerben, treffen. 1995 waren wir eine Gruppe von Rechtsanwälten, mit einem Höchstalter von 35 Jahren, die sich für diese Stellen eines Staatsanwaltes bewerben konnten. Während meiner Tätigkeit als Staatsanwalt hatte ich einige Fälle von Menschenrechtsverletzungen, die von Mitgliedern der Polizei verübt wurden, bearbeitet. Vor dem Fall Gerardi hatte ich den Fall eines von der Polizei umgebrachten Studenten. Es handelte sich um den Studenten *Mario Alioto*, der an der Universität San Carlos Jura studierte. 1997 wurde dieser Student von Mitgliedern der Nationalpolizei umgebracht. Er hatte zusammen mit anderen Studenten an einer Kundgebung gegen soziale Mißstände teilgenommen. Ich hatte diesen Fall. Damals war das erzbischöfliche Menschenrechtsbüro Nebenkläger in diesem Verfahren. So haben wir in diesem Fall eng zusammengearbeitet. Wir konnten ein Urteil gegen die Verantwortlichen an der Ermordung von Mario Alioto erreichen.

O.: Gab es damals Probleme bei der Aufklärung der Tat?

GUATEMALA

Kommt das Recht zu seinem Recht? Interview mit dem ehemaligen Staatsanwalt *Celvin Galindo* – Zwei Jahre nach der Ermordung von Weihbischof Juan Gerardi Conedera – Die Berichte «Nunca Más Guatemala» von REMHI und «Guatemala: Memoria del silencio» der UN-Wahrheitskommission – Amtsantritt der Regierung Alfonso Portillo im Januar 2000 – Änderung in der Strafprozeßordnung – Die Einführung der Funktion des Staatsanwaltes – Neue Strategie bei der Aufklärung – Die Hypothese eines politischen Mordes – Die Motive für den Mord an Bischof Gerardi – Nicht alle Spuren konnten verwischt werden – Die Festnahme einiger Mitglieder des Heeres – Die Überwachung des Staatsanwaltes – Celvin Galindos Flucht aus Guatemala – Zum Fortgang der Untersuchung – Fundamentale Probleme des Rechtswesens in Guatemala.

Interview: Stefan Herbst, Bonn

JUDENTUM/MODERNE

«Aus dem Judentum kommt man nicht heraus.» *Hannah Arendt* und die Judenfrage (Schluß) – Die Beziehung deutschsprachiger Juden zu Deutschland – Franz Kafka und Walter Benjamin – Erkenntnisse aus der Extremsituation heraus – Zur Entwicklung der zionistischen Bewegung – Kritik der konkreten Politik – Das Verhältnis von Politik und Gerechtigkeit – Analyse des Totalitarismus – Neue Formen und Funktionen des Antisemitismus – Vom Zerfall des Nationalstaates zum Imperialismus – Totaler Herrschaftswille und Anspruch auf Welt-herrschaft – Der Bericht über den Prozeß gegen Adolf Eichmann – Der Streit um die Kritik an den Judenräten – Die Banalität des Bösen – Kritiken an Arendts Bericht und ihren Wertungen – Die Frage nach dem Bösen.

Maurice Weyembergh, Brüssel

LITERATUR

Entdeckungsfahrt in weibliche Welten: Zu einer Anthologie von Erzählungen jiddischer Autorinnen – Vier Themenbereiche – Alte und neue Welt – Die Überlebenden und die Ermordeten – Das verheißene Land – Eindringliche Stimmen, die bisher überhört worden waren.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri b. Bern

THEOLOGIE

«...berufen, meine Biographie zu schreiben.» Im Gedenken an *Eberhard Bethge* (1909–2000) – Nach dem gescheiterten Attentat auf Adolf Hitler am 20. Juli 1944 – Dietrich Bonhoeffers Gefängnisbriefe – Dokumente einer lebenslangen Freundschaft – Editionen aus dem Nachlaß – Weltweite Wirkungsgeschichte von «Widerstand und Ergebung» – Eine mustergültige Biographie – Beiträge zur Zeitgeschichte und zu einer ökumenisch orientierten Theologie – Mühsamer Weg zu einer Theologie nach der Schoah.

Nikolaus Klein

G.: Es gab viele Probleme. Aber es gab einen so starken internationalen Druck, daß wenigstens für einige der Verantwortlichen eine Bestrafung erreicht werden konnte. Andere wurden durch das Urteil freigesprochen. Noch während ich an diesem Fall arbeitete, geschah die Ermordung von Bischof *Gerardi*. Er wurde am 26. April 1998 ermordet. Dieser Fall wurde acht Monate lang von Staatsanwalt *Otto Ardón*, den ich persönlich kannte, bearbeitet. Aber die Ergebnisse seiner Untersuchungen waren nicht sehr befriedigend und auch nicht eindeutig. Er machte eine Untersuchung unter der Prämisse, daß es sich um ein gemeinsames Verbrechen mit einem sexuellen Motiv handelte. Er machte keine Nachforschungen bezüglich eines Verbrechens mit politischen Charakteristiken. Er wurde öffentlich kritisiert und mußte schließlich den Fall abgeben. Im Dezember 1998 trat er zusammen mit dem zuständigen Richter von seinem Amt zurück. Beide hatten gemeinsam veranlaßt, dem Priester *Mario Orantes* als Tatverdächtigem den Prozeß zu machen. Sie machten glauben, daß es sich um einen gemeinen Mord handelte. Aus diesem Grund verdächtigten sie *Mario Orantes* und die Köchin der Pfarrei *Mons. Gerardi*, *San Sebastian*, *Margarita López*. Nachdem diese beiden zurückgetreten waren, bat das Menschenrechtsbüro den Generalstaatsanwalt darum, mir die Untersuchungen in diesem Fall zu übertragen. Der Generalstaatsanwalt stimmte meiner Ernennung zu. Und so begann ich im Januar 1999 mit den Nachforschungen in diesem Fall.

O.: Der Generalstaatsanwalt war mit Ihrer Ernennung einverstanden?

G.: Er wußte nicht, welche Haltung ich in diesem Fall einnehmen würde. Er dachte, daß ich auf der Linie meiner Vorgänger weiter ermitteln würde.

O.: In Deutschland ist ein Staatsanwalt von den Weisungen des Generalstaatsanwaltes abhängig.

G.: Der Generalstaatsanwalt ernannt die Staatsanwälte, um bestimmte Fälle zu untersuchen. In der damaligen Situation begann ich mit meinen Untersuchungen völlig unabhängig. Ich mußte mich an keine Instruktionen der Generalstaatsanwaltschaft halten. Zu Beginn meiner Untersuchungen gab es Versuche einer Einflußnahme von seiten der Generalstaatsanwaltschaft und auch von einigen Personen innerhalb der Regierung. Sie wollten, daß meine Untersuchungen an diejenigen meiner Vorgänger anknüpfen. Aber ich lehnte diese Vorgaben ab und führte meine eigenen Untersuchungen fort. Als man auf diese Weise versuchte, Einfluß zu nehmen, führte dies zu noch größeren Zweifeln bei mir. Ich sagte mir: Wenn man mir sagt, daß ich in Richtung eines gemeinen Verbrechens ermitteln soll, dann doch wohl, weil sie etwas zu verstecken haben. Ich hatte damals eine Arbeitsgruppe von 5 Personen, die mich bei meinen Untersuchungen unterstützten. Es waren alles Personen meines Vertrauens, die unter meiner Verantwortung standen. Und so führten wir unsere Untersuchungen unter der Hypothese eines politischen Verbrechens fort. Dies führte dazu, daß wir einige Zeugen finden konnten, Zeugen, die erklären konnten, was sie in der Nacht des Verbrechens gesehen hatten, sowie Zeugen über andere Aspekte des Verbrechens. Aber die Zeugen erbaten sich die Garantie, daß sie nach ihren Zeugenaussagen das Land verlassen dürften. Sie konnten nicht in Guatemala bleiben, weil sie damit ihr Leben aufs Spiel gesetzt hätten.

So erscheint der erste Zeuge, ein Taxifahrer, der eindeutig aussagt, daß er in der Nacht des 26. April, als er am Haus von *San*

¹ Vgl. Orientierung 62 (1998) S. 97f.; Orientierung 63 (1999) S. 62; Stefan Herbst, «Gerechtigkeit angesichts der offensichtlichen Verletzungen der grundlegendsten Menschenrechte fordern». *Juan Gerardi Conedera* (1922–1998), Bischof in Guatemala, in: Johannes Meier, Hrsg., *Die Armen zuerst! 12 Lebensbilder lateinamerikanischer Bischöfe*. Mainz 1999, S. 158–174. Der REMHI-Bericht liegt auch in einer deutschsprachigen Kurzfassung vor: REMHI/ODHAG, Hrsg., *Guatemala: Nie wieder – Nunca más*. Bericht des Interdiözesanen Projekts «Wiedergewinnung der geschichtlichen Wahrheit». Deutsche Redaktion: Heinz Oelers. Hrsg.: Bischöfliches Hilfswerk Misereor e.V., Aachen 1999. Zu dem 1999 veröffentlichten Bericht «Guatemala: Memoria del silencio» der UN-Wahrheitskommission (CEH) vgl. Orientierung 63 (1999) S. 61; Der Bericht ist zugänglich unter: <http://hrdata.aaas.org/ceh>.

Sebastian vorbeifuhr, ein Militärauto in der Nähe des *Tatortes* sah. Das Auto hatte eine Militärnummer, die ich noch heute auswendig weiß: Es hatte die Nummer 3201. Als wir nach den Eigentümern dieser Nummer forschten, konnten wir feststellen, daß sie dem Heer zugeordnet war. Sie gehörte dem ehemaligen Chef eines Militärkommandos des Heeres, *Byron Lima Estrada*. Der Taxifahrer sah, daß zwei Männer das Pfarrhaus *San Sebastian* verlassen. Sie stiegen in diesen Wagen ein. Der Taxifahrer wurde deshalb aufmerksam, weil einer der Typen ohne Hemd war. Deshalb schrieb er die Nummer des Wagens auf. Und er fuhr weiter, ohne zu wissen, was wirklich geschehen war. Am nächsten Tag erfährt er durch die Presse, daß man *Mons. Gerardi* ermordet hatte. Und er sagt: «Ich weiß, was in dieser Nacht geschehen ist. Und ich weiß, wer es war, weil ich die Nummer des Autos habe.» Er geht zwei Tage später zu einem Priester, *P. Gabriel Vargas*, und gibt ihm alle Daten außerhalb des Beichtgeheimnisses. Der Priester schreibt sich die Nummer auf und gibt sie an das erzbischöfliche Menschenrechtsbüro weiter. Aber man gab es damals nicht an die Staatsanwaltschaft weiter, weil man kein Vertrauen in den vorherigen Staatsanwalt hatte. Dieser folgte der Theorie von der Schuld des Priesters *Mario Orantes*.

So vergehen viele Monate, bis der Fall zu mir kommt und man mir den Zeugen vorstellt. Wir nehmen die Zeugenerklärung des Taxifahrers auf und veranlassen, daß er ins Exil nach Kanada gehen kann. Danach präsentiert sich ein weiterer Zeuge, der Mitglied des Generalstabs des Präsidenten (*Estado Mayor Presidencial*) war. Der Zeuge sagt: «Ich halte es nicht mehr länger aus und möchte nicht, daß das Verbrechen weiterhin straflos bleibt. Ich möchte sagen, was ich in dieser Nacht gesehen habe.» Dies ist ein besonders glaubwürdiger Zeuge, weil er selbst Mitglied des Heeres war. Aber auch er will als Garantie, das Land verlassen zu können. Dieser Zeuge kann aufzeigen, wie man alle Bewegungen in dieser Nacht plante, um das Verbrechen begehen zu können. Er hatte Dienst in dieser Nacht und bemerkte, wer an den Planungen beteiligt war und wie man das Verbrechen in dieser Nacht ausübte. Seine Zeugenaussage führte dazu, daß heute *Byron Lima Oliva* inhaftiert ist. *Byron Lima Oliva* war während dieser Zeit Mitglied der Sicherheitsabteilung des Präsidenten *Arzú*. Er war also in der Nähe des Präsidenten und auch in großer Nähe zum damaligen Verteidigungsminister. Auch diesen Zeugen mußten wir nach Kanada bringen. Und schließlich kommt ein weiterer Zeuge, der für den militärischen Geheimdienst gearbeitet hatte. Auch er will aussagen. Er wolle nicht mehr, daß weiterhin solche Dinge geschehen, und wolle deshalb aussagen. Und er erklärt, daß man ihn zum Verantwortlichen für die geheimdienstliche Verfolgung des Bischofs *Gerardi* ernannt hatte. Er mußte *Gerardi* 24 Stunden bewachen. Er war der Verantwortliche einer Geheimdienstoperation, die Bischof *Gerardi* 24 Stunden abhören und beschatten mußte. Er selbst war für das Abhören des Telefons verantwortlich. Er hörte und wußte, was geschah, und nahm alle Verabredungen auf, wohin *Gerardi* ging, woher er kam. Auch dieser Zeuge mußte Guatemala verlassen. Allerdings hatte dieser Zeuge das Problem, daß ihn kein Land aufnehmen wollte, weil er Mitglied des Geheimdienstes und d.h. Mitglied einer Gruppe von Menschenrechtsverletzern war. Aber schließlich konnte er nach Costa Rica ausreisen. Alle diese Zeugenaussagen wurden vor mir und dem Richter aufgenommen. Sie liegen schriftlich vor. Auch das Menschenrechtsbüro der Erzdiözese war über meine Ermittlungen informiert, weil sie Nebenkläger waren. Nachdem ich diese Zeugenaussagen hatte, veranlaßte ich eine DNA-Analyse von Blutspuren, die wir am Ort des Verbrechens gefunden hatten. Wir konnten einige Spuren von Blut sicherstellen, die wir in die Vereinigten Staaten schickten.

O.: Aber die Garage war doch gereinigt worden?

G.: Das ist nicht so wichtig. Auch wenn sie gewaschen worden war, bleiben Spuren zurück. Diese Spuren verschwinden nie vollständig. Und man hat im ganzen Haus nach Spuren gesucht. Wir haben nicht nur in der Garage, sondern auch in anderen Teilen des Hauses solche Spuren gefunden. Es war ein gewaltsa-

mer Mord. Und Monseñor Gerardi hatte einige Verwundungen, die auf seine Bemühungen zurückgehen, sich selbst zu verteidigen. Es gab einen Kampf und man zerschlug ihm das Gesicht mit 17 Schlägen mit einem Stück Beton. Das Gesicht und das Gehirn. Es war ein brutaler Mord, genauso wie sie die Kaibiles in den Zeiten des Krieges ausübten. (Die Kaibiles waren eine militärische Spezialeinheit, die für die blutigsten Verbrechen während des bewaffneten Konfliktes verantwortlich war.) Es war genau gleich: Man zerschlug das Gesicht und das Gehirn. Mons. Gerardi hatte also einige Verwundungen aus dem Versuch, sich zu verteidigen, und wir gingen davon aus, daß es sich möglicherweise um Blutspuren des Angreifers handeln könnte. Wir haben diese Spuren an das FBI eingesandt. Ich hatte Gegebenheiten an 17 weiteren Personen veranlaßt, 12 Militärs, 4 Zivilisten und auch vom Priester Mario Orantes. Ich wollte auch im Fall von Orantes Klarheit haben. Wir haben also von 17 Personen Blutproben genommen. Die Resultate zeigen: Einige Militärs sind positiv: Das heißt: Viel klarer konnte der Fall nicht liegen. Die Resultate des FBI kamen schon mit Namen und Vornamen bei uns an. So konnten die Militärs nicht mehr sagen: Ich war es nicht. Denn woher kommt das Blut an diesen Ort in dieser Nacht? Dies gab also ein noch klareres Panorama.

Die Motive für den Mord an Bischof Gerardi

O.: Normalerweise würde man bei diesen Beweisen jemanden festnehmen?

G.: Aber ich brauchte noch Zeit. Denn ich mußte noch weiter nach oben ermitteln. Wer hat das Ganze geplant, wer hat den Mord organisiert? Unsere weiteren Untersuchungen endeten schließlich darin, daß es eine Planung durch die Sicherheitskräfte gegeben hat, die damals an der Spitze des Militärapparates standen. Und wir haben insbesondere zwei Motive für die Tat herausgefunden: Die erste Motivation, die den Mord verursachte, war der REMHI-Bericht, der am 24. April des gleichen Jahres präsentiert worden war. In diesem Bericht werden viele Menschenrechtsverletzungen angeklagt. Und man machte eine Zusammenstellung der Zeugenaussagen aller Opfer des internen bewaffneten Konfliktes. In diesem Bericht wurden insbesondere auch namentlich Personen für die geschehenen Massaker verantwortlich gemacht. Es war ein sehr klarer Bericht. Und es gab die Angst, daß dieser Bericht auf internationaler Ebene Auswirkungen haben könnte. Denn nur einige Tage zuvor hatte es den Fall Pinochet gegeben: Die Antwort auf diese Entwicklungen war der Mord. Die zweite Motivation war, daß eine Gruppe innerhalb der Führungsspitze des Militärs mit der Unterzeichnung des Friedensabkommens nicht einverstanden war. Das Abkommen sah z.B. die Entmobilisierung dieser Leute vor, eine Reduktion des Militärhaushaltes und auch die späteren Berichte waren diesen Leuten ein Dorn im Auge. Die Botschaft eines solch brutalen Mordes an die Leute war: «Hört auf, diese Dinge weiter anzuklagen. Sonst wird euch das gleiche geschehen wie diesem Bischof.» Es war eine eindeutige Botschaft der Angst. Und das haben sie tatsächlich erreicht. Denn der REMHI-Bericht hatte danach nicht mehr die gleichen Auswirkungen, wie man es angestrebt hatte. Er wurde dadurch ziemlich abgebremst.

O.: Was hat man denn mit diesem Bericht erreichen wollen?

G.: Man wollte diesen REMHI-Bericht auf internationaler Ebene verbreiten, um so auf irgendeine Art und Weise zu erreichen, daß die Verbrechen nicht straflos blieben. Die internationale Anklage sollte Druck auf die guatemalteckische Regierung erzeugen, daß diese alle Verbrechen, die am Völkermord beteiligt waren, in die Hände der Justiz übergibt. Das war die Intention. Mons. Gerardi hatte verschiedene Reisen insbesondere nach Europa auf seinem Programm, um diese Situation aufzudecken. Er persönlich wollte die internationale Hilfe suchen, um die Verantwortlichen für diesen Völkermord vor Gericht zu stellen. Aber mit seiner Ermordung fanden diese Planungen ein jähes Ende.

O.: Die Täter haben also alles gewußt?

G.: Natürlich. Denn sie hatten die vollständige Kontrolle über Telefon, Verabredungen, d.h. über das ganze Leben des Bischofs. Es gibt also diese beiden Motive, und es handelt sich um einen geplanten Mord. Geplant von einem Sektor, der sich in die Enge getrieben fühlte. Denn ihre Namen waren in einem Dokument öffentlich benannt. Und es bestand die Angst, daß dies rechtliche Konsequenzen nach sich ziehen würde. Im REMHI-Bericht erscheinen die Namen von Tätern, die die Hauptverantwortlichen für die schlimmsten Verbrechen waren. Und es erscheint auch ein Schema, wie die militärischen Strukturen damals funktionierten. Es war ein analytischer Bericht, wie damals im bewaffneten Konflikt die Militärstrukturen aufgebaut waren. Neben dieser Planung konnten wir auch die Mechanismen entdecken, wie man das Verbrechen verschleiern wollte. Damit das Verbrechen nicht aufgeklärt werden konnte, legten die Verantwortlichen die Spuren in die Richtung eines gemeinen Verbrechens. Das heißt, es gab ein Team des militärischen Geheimdienstes, das daran arbeitete, falsche Zeugen zu präparieren und falsche Spuren zu legen. So wollte man der nationalen und internationalen Gemeinschaft deutlich machen, daß es kein politisches Verbrechen war. Es gab also eine Gruppe von Offizieren, die nur dafür arbeiteten. Man schuf die Fiktion eines gemeinen Verbrechens und wollte so vortäuschen, daß es sich um eine andere Art von Verbrechen handelte. Dies haben wir anhand gefälschter Dokumente und auch durch Zeugenaussagen zu dieser Thematik herausfinden können. Zeugen, die von dieser ganzen Planungsarbeit berichteten. Man legte also die Spuren so, daß man den Priester Mario Orantes und die Köchin, die in diesem Pfarrhaus lebten, beschuldigen konnte. Es sollte sich um eine Verschwörung handeln, die mit einem Sexualdelikt zusammenhing. Indem man auch dem Opfer eine homosexuelle Neigung unterstellte, konnte man das Opfer unglaubwürdig machen. Man konnte sagen: Es gab ein echtes Motiv, das zu diesem Mord führte. So schufen sie diese Fiktion. Auch die Geschichte mit den Hundebissen war eine Erfindung des militärischen Geheimdienstes.

O.: Es war also auch gleichzeitig eine Art Angriff auf die Kirche?

G.: Ja. Es war ein Angriff auf die Kirche. Und man muß dazu sagen, daß man dieser Theorie zuerst Glauben schenkte. Deshalb blieb Orantes auch acht Monate lang im Gefängnis.

O.: Wer glaubte daran?

G.: Die Kirche selbst. Sie glaubten, daß man die Wahrheit sagte, bzw. sie hatten zumindest ihre Zweifel. Sie hatten nicht die Gewißheit, aber sie sahen, daß es eine Möglichkeit gab, daß es so gewesen sein könnte. Bis man schließlich entdeckte, daß dies völlig falsch war. Erst nachdem man die Beweise und Zeugenaussagen analysiert hatte, glaubte man nicht mehr daran. Dies war eine Schöpfung der Politik und der Regierung, um eine völlig andere Sache vorzutäuschen.

O.: Man kann also sagen, daß Orantes damit nichts zu tun hatte?

G.: Die Sache ist die, daß Orantes und die Köchin in dieser Nacht anwesend waren. Ich glaube bis heute immer noch, daß Orantes keine direkte Verwicklung in den Mord hatte. Aber ich glaube auch, daß er mehr weiß, als er ausgesagt hat. Aber aus irgendeinem Grund will er nicht sprechen. Aus Angst oder weil man ihn bedroht hat. Ich weiß nicht, aus welchem Grund er die Wahrheit nicht sagen will. Denn er hat die ganze Zeit gelogen, daß er von nichts wußte und nichts gehört hätte. Aber er war in dieser Nacht dort. Und er war der erste, der den Leichnam entdeckte. Und es war ein sehr gewaltsames Verbrechen, das er eigentlich gehört haben müßte. Ich glaube, daß er mehr weiß, als er bisher gesagt hat. Und aus irgendeinem Grund hat er nicht gesprochen und wollte nichts sagen. Es gibt also irgendeinen Grund, einige Täter des Verbrechens nicht zu verraten. Eine sehr große Angst, vielleicht eine starke Drohung. Aber aus diesem Grund ist er in die Schußlinie geraten. Und das gleiche gilt für die Köchin Margarita López, die andere Person, die in dieser Verbrechensnacht anwesend war. Aber nach meinen Nachforschungen bin ich überzeugt, daß Orantes das Verbrechen nicht

begangen haben kann. Er hat also keine Beteiligung am Verbrechen. Dies zu meinen Untersuchungsergebnissen. Nachdem ich mit den DNA-Analysen aus Washington zurückkam, setzte eine direkte Verfolgung gegen mich ein.

O.: D.h. die Militärs wußten ja bestimmt, zu welchen Resultaten Sie gekommen waren?

G.: Ja, sie hatten Kontrolle über mich, seitdem ich den Fall übernommen hatte. Und dies hat sich intensiviert in dem Maß, wie meine Untersuchungen voranschritten. Sie wußten, daß meine Nachforschungen direkt darauf abzielten, die Verantwortlichen anzuklagen. Und sie konnten mich nicht mehr durch den Generalstaatsanwalt unter ihrer Kontrolle halten.

O.: Der Generalstaatsanwalt hat also nicht in Ihre Untersuchungen eingegriffen?

G.: Er konnte es nicht mehr. Er hatte die Kontrolle über meine Person verloren. Unsere Aktivitäten und auch die Resultate, die wir erhalten hatten, erfolgten so schnell, daß er die Kontrolle vollständig verloren hatte. Er konnte nicht mehr eingreifen und etwa anweisen: «Machen Sie dies, unterlassen Sie jenes.» Außerdem wurde ich von der öffentlichen Meinung unterstützt, die sah, daß es sich bei unseren Untersuchungen um ernstzunehmende Anstrengungen handelte. Als die Verantwortlichen des Verbrechens erkannten, daß wir kurz vor der Anklageerhebung standen, begann eine starke Verfolgung meiner Person. Sie überwachten mein Haus, kontrollierten das Telefon meines Büros und auch mein Handy.

O.: Aber wie konnten Sie das wissen?

G.: Sie begingen einige technische Fehler. Zum Beispiel: Wenn man mich auf dem Handy anrief, klingelte gleichzeitig das Telefon meines Büros oder das in meinem Haus. Sehr auffällig, oder? So konnte ich z.B. das Gespräch zwischen einem Anrufer und meinem Haus über mein Handy mithören. Und später rief man mich zu Hause an und es klingelte gleichzeitig an meinem Handy und im Büro. Und ich konnte immer mithören, über was man sprach. Es war eine Art Dreieck. Technisch ist das nur zu erklären, wenn es eine Telefonüberwachung gibt. Auch die persönliche Überwachung geschah völlig offen.

O.: Und man gab nicht vor, daß man Sie beschützen wollte?

G.: Ich hatte schon zwei Personen, die mich beschützten. In einer Nacht entdeckten sie einen Militärwagen mit fünf Personen darin. Es war ein Wagen mit einer Gruppe von Kaibíles. Diese Gruppe bewachte also mein Haus. Das war eine direkte Drohung. Danach begannen die konkreten Drohungen durch das Telefon: «Wir werden dich umbringen. Du mußt den Fall aufgeben. Wenn du nicht bald aufhörst, werden wir dich auslöschen.» Das waren klare Drohungen, die sich nicht nur gegen mich, sondern auch gegen meine Familie richteten. Schließlich traf ich die Entscheidung, den Fall abzugeben und das Land zu verlassen. Meine Familie wußte erst fünf Minuten, bevor wir das Flugzeug nach Deutschland bestiegen, daß wir das Land verlassen würden. Meine Frau und meine Kinder wußten nur, daß wir eine Reise machen würden. Das hatte ich ihnen zwei Tage vorher gesagt. Aber sie wußten nie, daß wir ins Exil gehen würden. Ich sagte es meiner Familie erst, als ich sicher war, daß niemand bemerken würde, daß wir das Land verlassen würden.

Die Fortsetzung der Untersuchungen nach Galindos Flucht

O.: Aber wie konnten Sie sicherstellen, daß man den Fall weiterverfolgt?

G.: Das konnte ich nicht sicherstellen. Ich mußte alles übergeben. Wenn ich das nicht gemacht hätte, hätte man mir einen Prozeß wegen Nichterfüllung meines Auftrages machen können. Deswegen habe ich das ganze Material, alle Beweise und Untersuchungen einem Assistenten übergeben. Das ganze Material blieb bei ihm im Büro. Das heißt, daß man in Guatemala alles weiß und sämtliche Untersuchungsergebnisse vorliegen hat. Die Sache ist, daß sie das Beweismaterial nicht genutzt haben. Bis jetzt haben sie keinen Gebrauch davon gemacht, weil die Situation sich erneut geändert hatte.

O.: Und die neue Regierung? Sie hat ja einige Anzeichen gegeben, daß sie es mit den Menschenrechten ernst meint?

G.: Am 30. November des vergangenen Jahres hat *Alfonso Portillo*, damals noch Präsidentschaftskandidat, in einer politischen Rede gesagt, daß er sich als Präsident dazu verpflichten würde, den Fall aufzuklären. Wenn ihm das nicht gelingen würde, würde er von seinem Amt zurücktreten. Das war ein sehr riskantes Unternehmen, auf das er sich einließ. Am 14. Januar sagte er in seiner Rede zur Amtsübernahme genau das gleiche: «Ich trete vom Präsidentenamt zurück, wenn es mir nicht gelingt, diesen Fall aufzuklären.»

O.: Warum hat er das getan?

G.: Weil die politischen Wirkungen dieser Aussage sehr stark waren. Das ging zu Lasten der anderen Parteien, die nicht den Willen geäußert hatten, diesen Fall aufzuklären. Er wollte einen Teil der Bevölkerung für sich gewinnen. Acht Tage nach seiner Amtsübernahme gibt es fünf Festnahmen: Mario Orantes, Margarita López, der Vater Byron Lima Estrada und sein Sohn Byron Lima Oliva und ein niedrigrangiger Offizier, von dem ich nicht weiß, warum man ihn festgenommen hat. Diese Entscheidung acht Tage nach der Amtsübernahme ist eine politische Entscheidung. Man will zeigen, daß man etwas tut, um den Fall zu lösen. Aber man kehrt zur vorherigen Theorie zurück, indem man Mario Orantes und die Köchin erneut beschuldigt. D.h. also, es gibt keinen Willen, den Fall wirklich aufzuklären. Es handelt sich vielmehr um ein Manöver des Generalstaatsanwaltes, um seinen Posten behalten zu können. Denn es gab damals Gerüchte, daß er vom neuen Präsidenten abgelöst werden würde. Er will sich also mit dem Präsidenten gut stellen und muß so einige Beschuldigte vorweisen können. Dieser weitere Offizier, den man gefangen genommen hatte, war in der Nacht der Ermordung Gerardis im Gefängnis. Er konnte also das Verbrechen gar nicht begangen haben. Hier kann man am besten sehen, daß die Entscheidung nicht eindeutig ist. Man hat die beiden Lima festgenommen, um nach außen hin zu zeigen, daß man die wirklichen Täter nun endlich festnehmen wollte. Man wollte diesen Eindruck hinterlassen. Aber diese beiden sind nicht alle Täter. Lima ist nur einer von ihnen. Auch sein Vater. Aber es gibt viele Personen, die man nicht angerührt hat und die man auch auf keinen Fall anrühren wird. Ich glaube, daß das nicht geschehen wird.

O.: Aber es könnte sein, daß Lima Oliva und sein Vater nun Aussagen machen werden?

G.: Sie haben schon Aussagen gemacht und nichts gesagt. Sie haben gesagt, daß die Personen, die das Verbrechen begangen haben, schon längst außerhalb des Landes seien. Die Untersuchungen haben also ihre Glaubwürdigkeit und ihre Stärke verloren. Und es ergibt sich das Bild, daß es sich um einen Fall handelt, den man nicht wirklich lösen wird. Man wird also Mario Orantes und die Köchin verurteilen und wahrscheinlich auch die drei Soldaten. Aber niemanden sonst. Das war's. Das ist also die Situation, in der wir uns befinden.

Die Probleme des Rechtswesens in Guatemala

O.: Die Anstifter und Hintermänner gehen damit straflos aus. Aber es gab doch schon immer international Gerüchte über mächtige Hintermänner? Man wird doch deshalb auch nicht so leicht diese Stimmen zum Verstummen bringen.

G.: Um die Entscheidung für eine Anklage gegen die Hintermänner und weitere am Verbrechen unmittelbar Beteiligte zu treffen, muß es den politischen Willen dazu geben. Es muß eine Entscheidung des Präsidenten geben, um das tun zu können. Der derzeit verantwortliche Staatsanwalt wird keine eigene Entscheidung treffen, wenn er nicht von der Regierung unterstützt wird. Er wird also kein eigenes Risiko eingehen. Es wird also ein Fall sein, der straflos bleibt. Oder man bestraft und zieht Personen zur Verantwortung, die nicht die wirklichen Täter des Verbrechens sind. Das kann geschehen. Normalerweise bestraft man Leute, die unschuldig sind.

O.: Was sagt das über das Rechtswesen in Guatemala?

G.: Das juristische System Guatemalas steht weiterhin vor schweren Problemen. Es gibt einen starken Einfluß von anderen Sektoren insbesondere in Fällen, die mit Menschenrechtsverletzungen verbunden sind. Es gibt manche Fälle, die nur deshalb ins Archiv wandern, weil es keinen Willen gibt, diese aufzuklären. Und es gibt von seiten der Exekutive Einflußnahme dahingehend, daß man diese Fälle nicht aufklärt. Es gibt ganz offensichtlich Leute, die strafflos ausgehen, Leute, die jede Art von Verbrechen begangen haben.

O.: Wie geschieht diese Einflußnahme?

G.: Die Mitglieder des Obersten Gerichtes werden vom Kongreß der Republik ernannt. Dies geschieht je nach der politischen Mehrheit einer Partei. Die Mitglieder des Obersten Gerichtes haben deshalb eine politische Abhängigkeit von dieser Partei. Sie müssen die Interessen jener Politiker vertreten, die sie in diese Ämter ernannt haben. So gibt es gegenseitige Verhandlungen, daß man gewisse Personen nicht verfolgt. Es gibt also ein Rechtssystem nur für die armen Leute und für Menschen, die kleinere Verbrechen begangen haben. Aber kein Rechtswesen, das jene Personen verfolgt, die Delikte aus politischen Motiven begangen haben.

O.: Und der Generalstaatsanwalt? Welche Position hat er?

G.: Der Generalstaatsanwalt wird vom Präsidenten ernannt. Und er wird sich so einschalten, daß es keine ernsthaften Untersuchungen gegen jenen Personenkreis geben wird, der eine politische Führungsaufgabe hat.

O.: Aber er ist doch unabhängig?

G.: Nach dem Gesetz ist er unabhängig. Er ist in seiner Arbeit autonom. Aber dies steht nur auf dem Papier. In der Praxis ist es etwas anderes. In der Praxis hat er eine völlige Abhängigkeit von der Exekutive, weil er von der Exekutive ernannt wird. Außerdem gibt es Interessen. Wenn er sich wirklich unabhängig entwickeln würde, gäbe es Möglichkeiten, ihn von dieser Stellung wieder zu entfernen. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, dies zu tun oder ihn unter Druck zu setzen. Der jetzige Generalstaatsanwalt ist eine Person im Alter von 73 Jahren, der sich ständig im Dunstkreis konservativer Kreise und der machthabenden Gruppen befand. Er hat immer wichtige Ämter innegehabt, weil er ein einfaches Medium war, das man leicht benutzen konnte.

O.: Gibt es im Fall Gerardi auch zivile Persönlichkeiten, die verwickelt sind?

G.: Im Fall Gerardi nicht. Präsident Arzú hat einfach nur das übernommen, was seine Assessoren ihm vorgegeben haben. Aber nicht mehr. Er übernahm die Version, daß es sich um ein gemeines Verbrechen gehandelt habe. Außerdem wäre es der Regierung schlecht bekommen, wenn man hätte zugeben müssen, daß es nach dem Friedensschluß ein politisches Verbrechen dieser Art gegeben habe.

O.: Man kann aber doch davon sprechen, daß es in Guatemala ein offenes Geheimnis ist, daß es Hintermänner gibt?

G.: Ja. Die Spatzen pfeifen es von den Dächern, daß es nicht alle sind, die angeklagt sein müßten.

O.: Wie schätzen Sie die Rolle des erzbischöflichen Menschenrechtsbüros ein?

G.: Schon bevor ich bedroht wurde, gab es Drohungen gegen *Ronalth Ochaeta* vom Menschenrechtsbüro. Er mußte schon vor mir ins Exil gehen. Es gab also eine klare Strategie, alle jene Kreise auszuschalten, die die wirklichen Hintermänner vor Gericht stellen wollten. Der erste war der Richter *Henry Monroy*, der zusammen mit mir den Fall betreute. Er verließ das Land zwei Monate nach seiner Ernennung, weil er Druck von seiten der Exekutive erhalten hatte. Er sollte weiterhin Mario Orantes unter Klage stellen. Als er sich dem verweigerte, wurde er bedroht und mußte das Land verlassen. Daraufhin wurde ein anderer Richter ernannt, und ich führte meine Arbeit fort. Natürlich wußte ich vom vorherigen Richter, was geschehen war. Er befindet sich heute in Kanada.

O.: Sie wußten schon, was auf Sie zukommen würde?

G.: Ja, ich wußte schon, wie meine Zukunft aussehen würde. Nach *Henry Monroy* kam der Fall von *Ronalth Ochaeta*. Er wurde bedroht, verfolgt, und man hinterließ eine klare Botschaft. Er mußte nach *Costa Rica* ins Exil gehen. Und schließlich kam es zu meiner Situation. Es war ein umfassender Plan gegen die Justiz.

O.: Aber im Menschenrechtsbüro gab es viele Mitarbeiter?

G.: *Ochaeta* war die Hauptfigur des Büros. Auch andere Mitarbeiter des Büros wurden bedroht, konnten aber bleiben. Das Menschenrechtsbüro hat sich dennoch gewandelt. Viele Leute haben die Arbeit verlassen. Nach der Neubesetzung durch den Bischof *Rios Montt* hat sich auch die Strategie des Büros verändert. Viele Leute mit sehr fortschrittlichen Ideen haben das Büro verlassen. Und mit dem Weggang von *Ronalth Ochaeta* hat es viel Kraft verloren. *Ochaeta* hatte jahrelange Erfahrung und war eine sehr kämpferische Persönlichkeit. Er war eine Führungspersönlichkeit mit großer Glaubwürdigkeit.

O.: Aber nach dem Tod *Gerardi* hatte man den Eindruck, daß sich die Kirche sehr stark hinter ihn stellen würde?

G.: Die Kirche hat sich nicht so eingesetzt, wie es möglich gewesen wäre. Es ist schließlich ein Mitglied aus dem Bischofsamt ermordet worden. Ich habe den Druck der Kirche auch nicht als besonders groß empfunden. Er hätte viel größer sein müssen als das, was man bisher getan hat. Man brauchte größeren Druck. Die Kirche Guatemalas ist sehr einflußreich. Man hätte über die Bischofskonferenz viel größeren Druck ausüben können. Aber man hat es nicht mit der ganzen Intensität getan, wie es hätte sein müssen.

Galindos persönliches Schicksal

O.: Darf ich nochmals auf Ihre persönliche Situation zurückkommen? Wie fühlten Sie sich, als Sie für diesen Fall ernannt wurden?

G.: Als ich den Fall *Gerardi* bekam, konnte ich das Ende meiner Laufbahn voraussehen. Da ich mich kannte, wußte ich, was mit mir passieren würde. Ich wußte, daß ich mich viel zu stark auf diesen Fall einlassen würde. Und daß dies seine Konsequenzen nach sich ziehen würde.

O.: Und Ihre Familie?

G.: Am Anfang habe ich ihnen gegenüber nie etwas erwähnt. Ich wollte vermeiden, daß sie Angst haben würden. In dem Maß, in dem der Fall über die Medien ging, spürte man auch innerhalb der Familie den Druck. Alle Personen kommentierten, daß das Risiko, das ich einging, sehr hoch war. Das hat man meinen Kindern gesagt, meiner Frau. Das Risiko, das ich wegen dieses Falles laufen würde, sei sehr groß. Und ich wußte das schon bei meiner Ernennung, daß es dazu kommen würde.

O.: Aber woher kommt diese Kraft, sich darauf einzulassen?

G.: Es handelt sich um eine sehr tiefe persönliche Überzeugung. Ich sagte: Die Dinge in Guatemala müssen sich ändern. Damals hatte ich noch Vertrauen in die Regierung. Ich vertraute darauf, daß es einen Wechsel in der Mentalität und in der politischen Struktur gegeben habe. Und daß man mir politisch irgendwie beistehen würde, um diesen Fall zu lösen. Es war auch eine persönliche Gewissensüberzeugung, daß wir einen Wechsel brauchen, eine Änderung im System der Straflosigkeit. Diese Dinge durften einfach nie wieder geschehen. Aber leider ist die Wirklichkeit eine andere. Das Ergebnis war anders. Es ist unmöglich. Jede Person, die versucht, etwas im Justizwesen zu verändern und gegen die Straflosigkeit zu kämpfen, muß entweder ins Exil oder wird sterben. Diese Erfahrung wird mir für das ganze Leben helfen: Ich glaubte immer noch daran, daß man die Dinge ändern könnte. Und daß ich nach den Friedensabkommen auch die Hilfe von seiten der Politik bekommen würde. Es würde den politischen Willen geben, dies zu lösen. Aber ich habe mich getäuscht. Als die Drohungen gegen mich begannen, sprach ich mit dem Büro der Vereinten Nationen. Dort hat man innerhalb der Regierung verschiedene Dinge unternommen, aber letztlich nichts bewirken können. Die Vereinten Nationen verhalfen mir schließlich dazu, daß ich das Land verlassen konnte.

Interview und Übersetzung stammen von Stefan Herbst, Bonn

«Aus dem Judentum kommt man nicht heraus»

Hannah Arendt und die Judenfrage (Zweiter Teil)*

In Hannah Arendts Aufsatz über Walter Benjamin in *Menschen in finsternen Zeiten* findet man einige wichtige Seiten⁴¹ über die Beziehung der deutschsprachigen Juden zu Deutschland. Es wird auf die diesbezügliche Verwandtschaft zwischen Benjamin und Kafka – W. Benjamin war nur zehn Jahre jünger, wie H. Arendt bemerkt – hingewiesen, was meine Hypothese, daß auch W. Benjamin zur verborgenen Tradition gehört, rechtfertigt. Arendt analysiert einen Brief von Kafka, in dem er die Judenfrage und die «Verzweiflung darüber» als «die Inspiration»⁴² der deutsch-jüdischen Autoren bezeichnete. Diese Verzweiflung sei an vier Unmöglichkeiten gebunden: «die Unmöglichkeit, nicht zu schreiben», da schreiben das Mittel ist, um diese Inspiration und die Verzweiflung loszuwerden; «die Unmöglichkeit, deutsch zu schreiben», da diese Sprache der Besitz anderer war; «die Unmöglichkeit, anders zu schreiben», da keine andere Sprache zur Verfügung war; «die Unmöglichkeit zu schreiben», da das Schreiben im Grunde doch nicht beruhigen konnte. Die Leichtfertigkeit andererseits, mit der das jüdische Bürgertum den Judenhaß leugnete, ärgerte und ließ die jüdischen Intellektuellen verzweifeln. W. Benjamin waren diese Reflexionen Kafkas und der Realitätsverlust des jüdischen Bürgertums nur allzu bekannt. Marxismus und Zionismus waren die «zwei Auswege aus der Realitätslosigkeit».⁴³ «Die Kommunisten diffamierten den Zionismus als jüdischen Faschismus – auch B. Brecht hat W. Benjamin vorgeworfen, sein Aufsatz über Kafka leiste «dem jüdischen Faschismus Vorschub» – und die Zionisten den Kommunismus der jüdischen Jugend als «rote Assimilation».⁴⁴ W. Benjamin hatte Beziehungen zu beiden Bewegungen und spielte jahrelang mit dem Gedanken, nach Palästina zu gehen. Er entschloß sich aber weder für Moskau noch für Jerusalem. In Arendts Interpretation war das nicht aus Unentschlossenheit zu erklären. Ihrer Meinung nach wollte W. Benjamin bewußt die eigene exponierte Position nicht aufgeben, weil sie ihm einzigartige Erkenntnischancen gab. H. Arendt gebraucht den folgenden Text von W. Benjamin, der diese Position deutlich macht, als Motto des zweiten Teiles ihres Aufsatzes: «Ein Schiffbrüchiger, der auf einem Wrack treibt, indem er auf die Spitze des Mastbaums klettert, der schon zermürbt ist. Aber er hat die Chance, von dort zu seiner Rettung ein Signal zu geben.»⁴⁵ Und vor allem wußte er wie Franz Kafka, daß es keine Rückkehr in die jüdische Tradition oder ins jüdische Volk gab. Die Traditionen, und das galt auch für Europa im allgemeinen, hatten inzwischen ihre Autorität verloren. Es handelte sich vielmehr darum, eine andere Haltung ihnen gegenüber zu finden.

Der Zionismus

Man soll nicht vergessen, daß H. Arendt nach ihrer Promotion im September 1928 mit Forschungsarbeiten «über das Problem der deutsch-jüdischen Assimilation, exemplifiziert an dem Leben der Rahel Varnhagen» beschäftigt war. Diese Arbeiten wurden von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft (1930–31) und einer jüdischen Organisation (1932) gefördert.⁴⁶ In Paris war sie im Rahmen zionistischer Politik in der Sozialarbeit tätig. 1935 war sie Mitbegründerin der französischen Abteilung der Jugend-Alijah und verbrachte im selben Jahr drei Monate in Palästina. 1937 und 1938 war sie wieder wissenschaftlich aktiv und beendete ihr Buch über Rahel Varnhagen. 1938 bis 1940 kehrte sie zur Sozialarbeit zurück.⁴⁷ Die Arbeit in jüdi-

schen und zionistischen Organisationen war ihr also nicht unbekannt. Der Zionismus zog H. Arendt an, weil er, und er allein unter den jüdischen Bewegungen, die Judenfrage als eine politische Frage begriff.⁴⁸ Das jüdische Volk war seit der Emanzipation eine bedrohte Realität. Im Prozeß der Assimilation lief es in der Tat Gefahr, in verschiedenen Nationalitäten aufzugehen. Der Zionismus beschuldigte die Assimilanten, eine Art Selbstmord zu begehen, und forderte die Juden auf, ein «Volk wie alle anderen Völker» mit einem eigenen Territorium zu werden. Die Frage war jedoch von Anfang an, welche politische Organisation diesem Volke gegeben werden mußte. Theodor Herzl dachte an einen von oben und mit der Hilfe der Großmächte organisierten Nationalstaat, Bernard Lazare an eine von unten organisierte, im Grunde national-revolutionäre oder radikal-demokratische Entität, die sich mit allen unterdrückten Völkern einigen würde. B. Lazares Auffassung entsprach H. Arendts Überzeugung.

Im Laufe der Zeit war aber die national-revolutionäre oder sozialistische Komponente, die vor allem von den Ostjuden entwickelt worden war, von den zionistischen Revisionisten verdrängt worden. Seit 1942 und dem Biltmore-Programm – Kurt Blumenfeld nahm daran teil⁴⁹ – und vor allem seit Oktober 1944 und der Versammlung der amerikanischen Zionisten in Atlantic City war das zionistische Programm entschieden: Palästina sollte ganz den Juden gehören.⁵⁰ Im Biltmore-Programm behielt die arabische Mehrheit noch Minderheitenrechte. 1944 wurden die Araber nicht mehr erwähnt. Die Zionisten hatten sich im Sinne von Th. Herzl für den Nationalstaat entschieden und die Idee von Palästina als bloßem Heimatland der Juden aufgegeben. Zionismus war eine Art Nationalismus oder Chauvinismus geworden, während die Verständigung mit den Arabern aufgegeben wurde. H. Arendt arbeitete damals an ihrem Buch *The Origins of Totalitarianism*. Sie entdeckte dabei, daß der Nationalstaat als politische Organisationsform seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in Europa überholt war. Seine Unfähigkeit, nach dem Ersten Weltkrieg die Probleme des Nationalismus zu lösen, war eines der Elemente, die das Entstehen des Totalitarismus möglich gemacht hatten.

Die Entwicklung des Zionismus, die H. Arendt scharf kritisierte, war mit einem doppelten demokratischen Defizit verbunden. International erwies sich die Allianz mit den Großmächten England, Rußland und Amerika und die Feindschaft den Arabern gegenüber als eine Fehlrechnung. Die Interessen der Großmächte konnten sich ändern, während die Nachbarschaft mit den Arabern eine unveränderliche Gegebenheit war. Um diese geographische Situation zu beschreiben, gebraucht H. Arendt mehrmals den Ausdruck «a Jewish island in an Arab sea». Andererseits wurde in der Innenpolitik die Opposition, «the loyal opposition», wie H. Arendt ihre Aktivität bezeichnete⁵¹ immer weniger toleriert. Wer wie sie Kritik übte, z. B. in ihrem Aufsatz von 1945 «Zionism Reconsidered» («Zionismus in heutiger Sicht»), wurde als Verräter betrachtet. R. Bernstein notiert: «Genau wie Lazare wurde Arendt selber, lange vor dem Erscheinen von *Eichmann in Jerusalem*, zu einem Paria in ihrem eigenen Volke.»⁵² Die Betonung der Konfrontationen ist paradigmatisch für H. Arendts Auffassung von Politik als «gemeinsames Sprechen und Handeln». Politik ist

* Vgl. den ersten Teil in: Orientierung 64 (31. März 2000), S. 62ff.

⁴¹ A.a.O., (vgl. Anm. 22), S. 221–229.

⁴² A.a.O., (vgl. Anm. 22), S. 222.

⁴³ A.a.O., (vgl. Anm. 22), S. 224.

⁴⁴ A.a.O., (vgl. Anm. 22), S. 225.

⁴⁵ A.a.O., (vgl. Anm. 22), S. 209.

⁴⁶ H. Arendt, Ich will verstehen, (vgl. Anm. 7), S. 250–251.

⁴⁷ A.a.O., (vgl. Anm. 7), S. 250.

⁴⁸ R. F. Feldman, a.a.O., (Anm. 2), S. 169.

⁴⁹ D. Barnouw, a.a.O., (Anm. 3), S. 102.

⁵⁰ R. F. Feldman, a.a.O., (Anm. 2), S. 131, 200.

⁵¹ R. F. Feldman, a.a.O., (Anm. 2), S. 184.

⁵² R. Bernstein, a.a.O., (vgl. Anm. 4), S. 105. Dieser Artikel wurde von G. Scholem, K. Blumenfeld und Ben Halpern heftig angegriffen (Barnouw, [Anm. 3], S. 113–119). Siehe H. Arendts Antwort auf die Kritik von Ben Halpern: «About Collaboration», Feldman, a.a.O., (vgl. Anm. 2), S. 237–239.

an Meinungen gebunden und keineswegs als eine Suche nach der Einstimmigkeit der Wahrheit aufzufassen.⁵³

Kritik der konkreten Politik

H. Arendt hatte auch Probleme mit der Rechtfertigung der zionistischen Politik. Daß den Arabern ein kleineres Übel zugefügt würde, weil sie nach arabischen Nachbarländern emigrieren konnten, als den Juden, die während der nationalsozialistischen Verfolgung kein Aufnahmeland fanden, akzeptierte sie nicht. Daß man in den gegebenen Umständen nur realpolitisch handeln könne, ohne sich um die Gerechtigkeit Sorgen zu machen, verwarf sie. Die Realpolitik, um über den Terrorismus des Irgun⁵⁴ zu schweigen, war mit einer Blindheit für andere Möglichkeiten verbunden. Sie war übrigens der traditionellen jüdischen Forderung der Gerechtigkeit untreu.⁵⁵ Die Befürworter der Realpolitik sahen nicht ein, daß die Araber nie das Diktat der bloßen Macht annehmen würden. Wie Judah Magnes, der Leiter der kleinen Bewegung Ihud (Einheit) und Präsident der Hebräischen Universität von Jerusalem, mit dem Arendt eine Zeitlang auf seinen Vorschlag hin arbeitete, dachte sie, daß weder der Entschluß der Großmächte noch die Verheißungen Gottes für Abraham (J. Magnes war Rabbiner) eine Rechtfertigung der tatsächlichen Politik seien. J. Magnes und H. Arendt meinten, daß allein die Arbeit der Juden in Palästina und ihre Resultate ihre Anwesenheit legitimieren.⁵⁶ Die uneingeschränkte jüdische Immigration, wie sie von den Zionisten gefordert war, schien ihnen ohne eine Diskussion mit den Arabern unmöglich zu sein. Eine stufenweise Immigration mit jeweils neuen Verhandlungen war ihrer Meinung nach die einzige Lösung.⁵⁷

H. Arendt, die damals an ihrem Buch *The Origins of Totalitarianism* arbeitete, brachte dem Problem der Staatenlosen und der Aberkennung der Nationalität viel Aufmerksamkeit entgegen. Und sie betonte, daß die konkrete zionistische Politik mit der Schaffung von neuen Staatenlosen einhergehe. Sie schreibt im eben-zitierten Buch⁵⁸: «Nach dem Krieg hat sich dann herausgestellt, daß man gerade die Judenfrage, die als einzig unlösbar galt, lösen konnte, und zwar auf Grund eines inzwischen erst kolonisierten und dann eroberten Territoriums, daß aber damit weder die Minderheiten- noch die Staatenlosenfrage gelöst sind, sondern daß im Gegenteil die Lösung der Judenfrage, wie nahezu alle Ereignisse unseres Jahrhunderts, auch zur Folge gehabt hat, daß eine neue Kategorie, die arabischen Flüchtlinge, die Zahl der Staaten- und Rechtslosen um weitere siebenhundert- bis achthunderttausend Menschen vermehrte.»

Welches war dann die Lösung, die sie, die doch nie daran gedacht hatte, in Palästina oder später in Israel ihren Wohnsitz zu nehmen, und die aus der Galut (Diaspora) sprach, vorstellte? Am Ende von «Der Zionismus aus heutiger Sicht» stellt sie die Frage, welches die möglichen Organisationsformen nach dem Niedergang des Nationalstaates sind, und sie antwortet: «Das erneut auftauchende Problem der politischen Organisation wird man entweder in der Form von Imperien oder in der Form von Föderationen lösen. Die letztere Lösung würde dem jüdischen Volke und anderen kleinen Völkern eine gewisse Chance des

Überlebens bieten. Die erstere Lösung dürfte nicht möglich sein, ohne daß als Ersatz für den überlebten Nationalismus, der einst die Menschen in Bewegung setzte, imperialistische Leidenschaften geschürt werden. Der Himmel möge uns beistehen, wenn das eintrifft.»⁵⁹ Diese Prognose von 1945 hat sich zum großen Teil bewahrheitet.

1947 wurde in der UNO für die Zweiteilung von Palästina gestimmt, die die Araber verwarfen. Im Mai 1948 wurde der Staat Israel ausgerufen, was sogleich arabische Reaktionen auslöste. In ihrem Aufsatz «To Save the Jewish Homeland», der im Mai 1948 erschien, befürwortete sie einen föderalen Staat mit einer Regierung für zwei Völker. Sie teilte diese Ansicht mit J. Magnes.⁶⁰ Sie sah aber ein, daß in der herrschenden Spannung diese Lösung wahrscheinlich nicht erreichbar war. Inzwischen sei ein Anglo-Amerikanisches Protektorat («Trusteeship») zu befürworten, in der Hoffnung, daß die Spannungen sich abkühlen würden. Auffallend ist, wie H. Arendt in ihrem Projekt eines föderalen Staates B. Lazares Vorschlägen treu bleibt. In ihren späteren Werken, wie «Ideology and Terror. A Novel Form of Government»⁶¹ und «On Revolution»⁶² wird sie die Rolle der Räte, «conseils» und Sowjets weiter herausheben und sie als Alternative zu den Parteien, die von oben organisiert sind, beschreiben. In ihrem letzten Artikel von 1950 über die zionistische Problematik, «Peace or Armistice in the Near East»⁶³ der in Erinnerung an den inzwischen verstorbenen J. Magnes geschrieben ist, wiederholt sie ihren Vorschlag von einer Föderation, und sie stellt die Juden vor die Wahl: «Föderation oder Balkanisierung». Es handelt sich aber faktisch um eine Konföderation von zwei getrennten Staaten.⁶⁴

Die Kibbuzniks wurden von H. Arendt immer als eine neue Art Aristokratie begrüßt. Viele der Ideen, die in der Bewegung Haschomer Hazair ausgedrückt waren, konnte sie teilen. Sie bedauerte nur, daß ihr Interesse für die Politik zu gering war und daß sie den radikalen Zionisten freies Spiel gelassen hatten.⁶⁵

H. Arendt war also um die Zukunft Palästinas besorgt, und sie stellte die Frage, wie das Problem der doppelten Loyalität, der Loyalität dem Herkunftsland und Palästina gegenüber, zu regeln war. Sie kritisierte auch den Palästinozentrismus der Zionisten, die die Tragödie der europäischen Juden als Mittel betrachteten, um die Immigration zu verstärken, und sich dabei sogar bereit gefunden hatten, mit Nazi-Deutschland zu verhandeln. Die Beziehungen zwischen der Galut und Palästina, beziehungsweise Israel, konstituierten ein unumgängliches Problem: Arendt konnte nicht annehmen, daß das Ziel der Rückkehr nach Palästina das Ende der Galut bedeuten sollte. Ich möchte diesen Teil beenden mit einem Auszug aus «To Save the Jewish Homeland», in dem sie die Zionisten vor den Folgen des Krieges warnt: «Die siegreichen Juden würden leben, umgeben von einer ganz feindlichen arabischen Bevölkerung, eingesperrt innerhalb immer bedrohter Grenzen, von ihrer physischen Selbstverteidigung so in Anspruch genommen, daß diese alle anderen Interessen und Aktivitäten überfluten würde. Unter solchen Umständen (wie Ernst Simon es betont hat) würden die in Palästina lebenden Juden zu einem dieser kleinen Kriegerstämme entarten, über deren Möglichkeiten und Wichtigkeit die Geschichte uns seit den Tagen Spartas reichlich informiert hat... Die in Palästina lebende Judenschaft würde sich faktisch von dem breiteren Ganzen der Weltjudenschaft absondern und sich in dieser Absonderung zu einem ganz neuen Volke entwickeln.»⁶⁶

⁵³ H. Arendt, *To Save the Jewish Homeland* (Mai 1948), vgl. R. F. Feldman, a.a.O., (vgl. Anm. 2), S. 182.

⁵⁴ R. F. Feldman, a.a.O., (vgl. Anm. 2), S. 181, 185, 192; siehe auch «Offener Brief», Protestbrief über den Besuch von Menachem Begin in den Vereinigten Staaten, unterzeichnet u.a. von H. Arendt und A. Einstein, in: *New York Times* vom 4. Dezember 1948; siehe auch den Brief von H. Arendt an K. Jaspers vom 16. November 1958, a.a.O., (vgl. Anm. 9), S. 394.

⁵⁵ R. F. Feldman, a.a.O., (vgl. Anm. 2), S. 217.

⁵⁶ M. Leibovici, a.a.O., (vgl. Anm. 6), S. 398.

⁵⁷ H. Arendt, *To Save the Jewish Homeland*, in: R. F. Feldman, a.a.O., (vgl. Anm. 2), S. 192.

⁵⁸ In eigener Übersetzung aus: H. Arendt, *The Origins of Totalitarianism*. Harcourt, Brace & Co, New York 1951; (deutsch: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. München 1986, S. 452) S. 290; siehe auch H. Arendt, *Peace or Armistice in the Near East*, in: R. F. Feldman, a.a.O., (vgl. Anm. 2), S. 215–216.

⁵⁹ H. Arendt, *Die verborgene Tradition*, (vgl. Anm. 1), S. 165; R. F. Feldman, a.a.O., (vgl. Anm. 2), S. 161.

⁶⁰ R. F. Feldman, a.a.O., (vgl. Anm. 2), S. 191.

⁶¹ Sie gebrauchte diesen Artikel von 1953 (*Review of Politics*, 15 [1953] 3, S. 303–327), welcher der ungarischen Revolution gewidmet war, als Schluß für die dritte Ausgabe von *The Origins of Totalitarianism*.

⁶² H. Arendt, *On Revolutions*. (1963) Penguin-Books, Harmondsworth 1976; deutsch: *Über die Revolution*. München 1963.

⁶³ R. F. Feldman, a.a.O., (vgl. Anm. 2), S. 217–222.

⁶⁴ R. F. Feldman, a.a.O., (vgl. Anm. 2), S. 218.

⁶⁵ R. F. Feldman, a.a.O., (vgl. Anm. 2), S. 186, 212–214.

⁶⁶ R. F. Feldman, a.a.O., (vgl. Anm. 2), S. 187–188.

Analyse des Totalitarismus

The Origins of Totalitarianism ist ein Buch, das ziemlich schwer zu lesen ist, weil H. Arendt uns zu wenig über die Methode und den Zusammenhang der drei Teile sagt. Ihre späteren Einleitungen und Kommentare sind aber hilfreich. Der erste und zweite Teil *Antisemitismus* und *Imperialismus* sind erst vom dritten Teil *Totale Herrschaft* her zu verstehen. Nach H. Arendt ist die Kristallisierung des Totalitarismus ein nicht vorauszusagendes Ereignis, das die Elemente, die ihn möglich gemacht haben, den Antisemitismus und den Imperialismus, in ein neues Licht stellt. H. Arendt schreibt sozusagen die Geschichte rückwärts: «... diese Vergangenheit fängt erst mit dem Geschehnis selber (der Kristallisierung des Totalitarismus) an zu sein... Das Geschehnis belichtet die eigene Vergangenheit; es kann niemals von dieser abgeleitet werden.»⁶⁷

Durch diese Kristallisierung des Totalitarismus bekommt also der Antisemitismus eine neue Bedeutung und Funktion. Die erste These Arendts besagt, daß die nationalsozialistische «Mayonnaise» den Antisemitismus als Ingredienz oder Zutat braucht, um überhaupt schmackhaft zu sein. Der Antisemitismus ist der Katalysator, der der Ideologie ihre Achse gibt. Er zwingt jeden Bürger zu beweisen, daß er nicht jüdisch ist, und eliminiert dann jedes Individuum, das jüdisch ist. Die zweite These ist, daß der totalitäre Antisemitismus einzigartig ist und daß man ihn nicht mit dem religiösen, sozialen oder prätotalitären politischen Antisemitismus verwechseln darf.

Die Unterschiede nun zwischen diesen verschiedenen Gestalten des Antisemitismus implizieren sehr präzise und nuancierte historische Analysen, die ich hier nicht wiedergeben kann. In M. Leibovici's Buch wird versucht, diese ziemlich komplizierten Analysen systematisch zusammenzufassen.⁶⁸ Es ist also der historische Kontext, der jeder Gestalt des Antisemitismus ihre Eigenart verleiht. So unterscheidet Arendt zwei Hauptmomente im modernen Antisemitismus, einerseits die Periode des Nationalstaates und seines Verfalls und andererseits die Periode des Imperialismus. Diese Momente überschneiden sich natürlich, da der Verfall des Nationalstaates mitbedingt ist durch die Entwicklung des Imperialismus. Dieser hält sich selbstverständlich nicht an die Grenzen des Nationalstaates. Arendt unterscheidet den innereuropäischen Imperialismus vom kolonialen, der für den Antisemitismus nicht relevant ist. Panslavismus und Pangermanismus sind typisch für den innereuropäischen Imperialismus. Da dieser sich nicht an die Grenzen des Nationalstaates hält, ist sein Nationalismus nicht mehr an den Staat gebunden, sondern ein tribaler, irgendwie supranationaler Nationalismus, der alle Mitglieder der auserwählten Gruppe zusammenbringen soll. Als auserwähltes Volk werden die Juden zum Modell und zu gleicher Zeit zu den zu eliminierenden Rivalen.

Der Nationalstaat beruht auf einem nicht gelösten Gegensatz, der zum Antisemitismus führen kann. Der Staat verleiht mit der Emanzipation allen Bürgern gleiche Rechte. Das Nationale der Nation schließt aber diejenigen aus, die nicht wirklich zu ihr gehören. Da die Hofjuden traditionell die Bankiers der Fürsten und später des Staates waren, werden die Juden, die von den Hofjuden repräsentiert und geschützt werden, als eine Gruppe betrachtet, die direkt mit dem Staat verhandelt und so eine exterritoriale Position der Nation gegenüber einnimmt. Im Laufe des 19. Jahrhunderts und vor allem mit der Entwicklung des Imperialismus spielen die jüdischen Bankiers eine viel kleinere Rolle, da die benötigten Geldsummen ihre Möglichkeiten übersteigen. Die Klasse der Bourgeois will aber auch, daß der Staat ihr in die Kolonien investiertes Kapital schützt. Die Skandale und die finanziellen Zusammenbrüche, die sich, je mehr investiert wird, vermehren und bei denen einzelne Juden als Finan-

ciers höchstens noch die Rolle der Vermittler spielen, lassen den Eindruck entstehen, daß Juden, obwohl deren Rolle inzwischen ausgespielt ist, die Drahtzieher sind, die hinter dem Rücken der Bürger mit dem Staat komplottieren. So entsteht der politische Antisemitismus, welcher mit dem herrschenden sozialen Antisemitismus zur Dreyfus-Affäre führen wird.

In dieser Affäre blieb der Antisemitismus prätotalitär, weil er sich noch im Rahmen des verfallenden Nationalstaates abspielte. H. Arendt betont jedoch, daß schon damals die Parole «Mort aux Juifs» gebraucht wurde.

Dieser prätotalitäre politische Antisemitismus wird erst totalitär, als nach dem Ersten Weltkrieg der Nationalstaat außerstande ist, das Problem der Nationalitäten, der Minderheiten und der Staatenlosen zu lösen. Die ökonomische Krise, die die Auflösung der bestehenden Klassen zur Folge hatte, ließ die Masse entstehen. Diese brauchte eine neue Organisationsform, und die totalitären Parteien waren eine Antwort auf dieses Problem. Hier wurde der Antisemitismus als Parole gebraucht, um den tribalen Nationalismus durch ein Feindbild zu zementieren. Der Imperialismus, der die grenzenlose Expansion befürwortete, brauchte den Rassismus als Rechtfertigung seines Unternehmens. Während der Nationalismus des Nationalstaates die Juden aus der Nation ausschloß, wollte der tribale Nationalismus, der zum Rassismus geworden ist, die Juden aus der Menschheit ausradieren. Das Paradox dieser Situation ist, daß der erste noch partiell auf eine reale Gegebenheit, nämlich von Juden als Financiers, hinwies, während der zweite auf einer rein imaginären Vorstellung beruhte.

Ich kann hier nicht auf die Details der Analyse des Totalitarismus eingehen. H. Arendt erkennt in ihm eine doppelte Zielsetzung, den totalen Herrschaftsanspruch (*total domination*) und den Anspruch auf Weltherrschaft (*global rule*).⁶⁹ Zwei Prinzipien oder Parolen inspirieren die totalitäre Aktion und Organisation, nämlich «alles ist erlaubt» und «alles ist möglich». Die totale Herrschaft über den Menschen impliziert, daß man sein Verhalten durch Konditionierung kontrolliert und daß man das differenzierte Verhalten der Individuen auf ein einziges Verhaltensmuster reduziert. Die Vielheit der Menschen, die die Möglichkeitsbedingung der Politik ist, muß zu einer Einheit gemacht, auf einen Typus reduziert werden. Die Konzentrationslager waren in dieser Hinsicht die Laboratorien des Systems, in denen man die Techniken ausprobierte, die zu diesem Ziel führen können. Strukturell formten dann diese Lager den Kern des totalitären Systems. In *The Origins of Totalitarianism* macht H. Arendt keinen fundamentalen Unterschied zwischen russischen und deutschen Konzentrationslagern. Der Unterschied sei nur ein Unterschied im Grade und nicht im Wesen. Es gibt, mit anderen Worten, keine Singularität, keine Einzigartigkeit der deutschen Vernichtungslager. M. Leibovici untersucht diese Problematik auf detaillierte Weise.⁷⁰ Diese Konzentrationslager sind aber die «pillars of hell», die «Säulen der Hölle». Dieser Ausdruck war am Anfang als Titel des Buches vorgesehen gewesen. Die Lager zeigen, daß für den Totalitarismus der Mensch überflüssig ist, daß er ohne jede Skrupel ausradiert werden kann. H. Arendt stellt dann die Frage, ob diese Lager nicht der Ausdruck des radikal Bösen sind und ihre Antwort darauf ist zustimmend. Irgendwie, und Daniel Bell hat später darauf hingewiesen⁷¹, ist die Sprache der Theologie nötig, um das unerhörte Böse des totalitären Systems ausdrücken zu können.

Der Prozeß gegen Adolf Eichmann

Das Buch *The Origins of Totalitarianism* erschien 1951. Zehn Jahre später wird H. Arendt dem Strafverfahren gegen Eich-

⁶⁷ H. Arendt, *Understanding and Politics*, in: Dies., *Essays in Understanding 1930-1954. Uncollected and Unpublished Works*. Ed. by Jerome Kohn. Harcourt Brace & Company, New York-San Diego-London 1994, S. 319.

⁶⁸ A.a.O., (vgl. Anm. 6), S. 173-225.

⁶⁹ Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, (vgl. Anm. 58), S. 612; im englischen Text, S. 389.

⁷⁰ A.a.O., (vgl. Anm. 6), S. 140-153.

⁷¹ Daniel Bell, *The Alphabet of Justice. On Eichmann in Jerusalem*, in: Ders., *The Winding Passage. Sociological Essays and Journeys*. Basic Books, New York 1980, S. 311.

mann beiwohnen. Sie hatte dazu zwei Beweggründe. Erstens wollte sie einen der Verantwortlichen des Systems, das sie beschrieben hatte, *live* beobachten. Und zweitens war sie der Meinung, daß sie es ihrer eigenen Vergangenheit schuldig sei. Wie schon erwähnt war H. Arendt von den Franzosen im Lager von Gurs interniert worden, und als nach der Kapitulation die französische Verwaltung zusammenbrach, beschloß sie wie rund zweihundert andere internierte Frauen, das Lager zu verlassen. Die übrigen Internierten warteten und wurden später von den deutschen Behörden inhaftiert und schließlich von den Dienststellen Eichmanns in die Vernichtungslager gebracht.

Eichmann in Jerusalem ist das Resultat von H. Arendts Berichten im *New Yorker* während des Prozesses. Es wurde 1963 als Buch publiziert. Der Untertitel *A Report on the Banality of Evil* (*Ein Bericht von der Banalität des Bösen*) ist wichtig, weil er die ungewöhnliche und bedeutende Entdeckung H. Arendts ausdrückt: in Eichmann ist überhaupt keine Dämonie des Bösen zu konstatieren. Der Mann, der einen kleinbürgerlichen Eindruck macht, spricht in Klischees und denkt nur an seine Karriere. Obwohl er nicht dumm ist und auf den kantischen kategorischen Imperativ hinweist, ist er nicht imstande zu denken. H. Arendt spricht von seiner «Gedankenlosigkeit», die es ihm unmöglich macht, sich seiner Taten bewußt zu werden. Kurzum, der Mann ist total banal, und seine Äußerungen lassen die Philosophin manchmal laut lachen. Sie nennt ihn später einen Hanswurst.⁷² Die Diskrepanz zwischen der Ausbreitung und dem Grauenhaften des verursachten Bösen und der Banalität seines Urhebers wird ihr zu einem Problem, das der Anstoß für ihr späteres Buch *The Life of the Mind* abgeben wird. Die Frage über die Beziehung zwischen der Radikalität des Bösen und der sogenannten Banalität des Bösen kann nicht vermieden werden. Ich werde zum Schluß darauf zurückkommen. Wie man weiß, hat das Buch eine Kontroverse ausgelöst, in der H. Arendt vor allem von jüdischen Intellektuellen und Repräsentanten jüdischer Organisationen ziemlich heftig angegriffen wurde. Das Buch von 1964 *Die Kontroverse. Hannah Arendt, Eichmann und die Juden*⁷³ gibt eine interessante Übersicht über die damaligen Kritiken. Ich habe mir in der *Library of Congress* in Washington, in der die Archivistücke H. Arendts aufbewahrt werden, das von H. Arendt gesammelte Material ansehen können. Es ist in der Tat außergewöhnlich und eindrucksvoll.

H. Arendt fand negative Worte für die Weise, wie das Strafverfahren von den israelischen Behörden und von Ben Gurion instrumentalisiert wurde. Es wurde zu einer Art Schauprozeß. Sie beurteilte auch den Staatsanwalt Gideon Hausner sehr negativ, der z. B. jedem jüdischen Zeugen die Frage stellte, warum er denn nicht gegen die SS-Männer revoltiert hätte. H. Arendts Kritiker haben paradoxerweise diese Haltung von G. Hausner ihr in die Schuhe geschoben, während sie ganz deutlich erklärt hatte, daß Widerstand in den Vernichtungslagern unmöglich war. Sie lobte dagegen die drei Richter, und sie war mit dem Prozeß und seinem Urteil einverstanden.

Zusammenfassend kann man sagen, daß es neben unberechtigten Vorwürfen und neben einigen Ungenauigkeiten in H. Arendts Rekonstruktion der Ereignisse vor allem drei Elemente sind, die die heftigen Reaktionen ausgelöst haben: ihre Kritik an den Judenräten, das Thema der Banalität des Bösen und der «arendtsche Ton». M. Leibovici hat H. Arendts Kritik an den Judenräten sehr detailliert besprochen.⁷⁴ Unstrittig ist, daß die Judenräte nicht für ihre Situation verantwortlich waren, da diese ihnen auferlegt war. Aber sie waren nicht wie die Inhaftierten ohne jeden Spielraum: Sie konnten, da sie wußten, was ihre Kooperation mit den SS-Männern bedeutete, sich weigern, die Abtransporte mitzuorganisieren. Ihre Weigerung hätte das organisatorische Chaos bedeutet, und vielleicht wären auf diese Weise mehr Juden gerettet worden. Für H. Arendt war diese

⁷² H. Arendt, Ich will verstehen, (vgl. Anm. 7), S. 62.

⁷³ F. A. Krummacker, Hrsg., Die Kontroverse. Hannah Arendt, Eichmann und die Juden. München 1964.

⁷⁴ A.a.O., (vgl. Anm. 6), S. 423–467.

Tatsache sehr schmerzhaft, weil sie auf negative Weise einen Anteil von einigen Juden an den Geschehnissen illustrierte und weil sie ihre allgemeine Ansicht des jüdischen Akosmismus und seiner unpolitischen Denkungsart bestätigte. Ihre Kritiker wollten aber aus H. Arendts Buch die Behauptung herauslesen, daß die Judenaussrottung selbstverschuldet und daß das Böse im Grunde nicht so böse sei, da es nur banal sei. H. Arendt wurde sogar von einigen ihrer Kritiker zu einer antisemitischen Jüdin deklariert. Weiter entsprach ihr Ton für viele Juden – man lese den Brief von G. Scholem oder den nicht publizierten Brief von H. Jonas an H. Arendt über diese Frage – nicht der Schwere des erfahrenen Leids. Über diesen ihren Ton hat sie später in ihrem Gespräch mit Gaus gesagt: «Der Ton ist weitgehend ironisch, natürlich. Und das ist vollkommen wahr. Der Ton ist in diesem Falle wirklich der Mensch. Wenn man mir vorwirft, daß ich das jüdische Volk angeklagt hätte: das ist eine böswillige Propagandalüge und nichts weiter. Der Ton aber, das ist ein Einwand gegen mich als Person. Dagegen kann ich nichts tun.»⁷⁵

Über ihren Ton sagen M. Leibovici und J. Ring⁷⁶, und meiner Meinung nach haben sie recht, daß die jüdische Welt eine patriarchalische Welt ist, in der ein solches Auftreten wie das von H. Arendt, (... the strong Jewish woman from the Diaspora... who presented herself as a universal scholar)⁷⁷ nur schwer akzeptabel ist. J. Ring betont, daß jüdische Männer von der Außenwelt gerade wegen ihrer schwachen Männlichkeit kritisiert wurden: «In the gender-distorted currency of the day, she was «more of a man» than any of them.»⁷⁸ M. Leibovici erinnert daran, daß Raymond Aron auch Probleme mit H. Arendts Ton hatte, während er nie etwas gegen J.-P. Sartres Ton eingewendet hat.⁷⁹ J. Ring geht weiter und zeigt, daß die Reaktionen amerikanischer jüdischer Intellektueller und ihrer israelischen Kritiker von der eigenen Schuld der Shoah gegenüber mitbedingt waren. Die ersten, weil sie, als die Ausrottung geschah, sich nicht besonders mit diesen Ereignissen beschäftigt hatten und lange Zeit ihr Judentum aufgeben wollten; die letzten, weil sie damals auch zu wenig getan hatten und sogar bereit gewesen waren, mit den Nazis zu verhandeln, weil sie ferner nach dem Kriege nur Verachtung für die europäischen Juden fühlten, die nicht revoltiert hatten, und die Shoah lange wegen ihrer Schuldgefühle totgeschwiegen haben.⁸⁰

Die Frage nach dem Bösen

Ich möchte diesen Aufsatz mit dem Problem der Radikalität und der Banalität des Bösen beenden. G. Scholem hat festgestellt, daß das radikale Böse von *The Origins of the Totalitarianism in Eichmann in Jerusalem* zugunsten der Banalität des Bösen verschwunden ist. H. Arendt war in ihrer Antwort auf G. Scholem mit dieser Deutung einverstanden. K. Jaspers aber war in seinem Brief vom 13. Dezember 1963 nicht ganz ihrer Meinung. Er schrieb: «Nämlich dieses Böse ist banal, nicht das Böse. Deine Antwort an Scholem gefiel mir in diesem Punkte nicht ganz in ihrer Fassung. Was das Böse sei, steht doch hinter der Eichmann kennzeichnenden Redewendung. Und die Frage ist in der Tat wohl kaum je zureichend zu beantworten. In dem Brief schien mir Deine Antwort zu alternativ und zu weich zugleich.»⁸¹ R. Bernstein, der versucht hat, das Problem zu lösen, behauptet, daß es im Grunde keinen Widerspruch zwischen beiden Werken gebe, daß aber das Böse von zwei Perspektiven aus beschrieben sei.⁸² In *The Origins of Totalitarianism* sei das Böse als die Behandlung aller Menschen als überflüssig erklärt; was dieses Böse dann radikal mache, sei, daß es die Schöpfung Gottes vernichten wolle. In *Eichmann in Jerusalem* dagegen sei das Böse aus der

⁷⁵ H. Arendt, Ich will verstehen, (vgl. Anm. 7), S. 62.

⁷⁶ A.a.O., (vgl. Anm. 7), S. 43–89; (vgl. Anm. 5), S. 91–156.

⁷⁷ A.a.O., (vgl. Anm. 5), S. 155.

⁷⁸ A.a.O., (vgl. Anm. 5), S. 156.

⁷⁹ A.a.O., (vgl. Anm. 7), S. 367.

⁸⁰ A.a.O., (vgl. Anm. 5), S. 67–71, 71–75.

⁸¹ A.a.O., (vgl. Anm. 9), S. 578.

⁸² A.a.O., (vgl. Anm. 4), S. 137–153.

Perspektive der Abwesenheit von bösen Motiven, als Gedankenlosigkeit beschrieben, was diese seine Radikalität zur Banalität reduziere. Meiner Meinung nach ist R. Bernsteins Antwort wenig überzeugend. Daß Eichmann in der Tat ein ganz banales Individuum ohne böse Motive ist, ist möglich. Aber gilt dies auch für diejenigen, die die Endlösung ausgedacht haben? Die Endlösung impliziert doch eine Ideologie, einen Plan, einen Willen, der beabsichtigt, ein ganzes Volk aus der menschlichen Gemeinschaft auszuschließen. In *Eichmann in Jerusalem* wird diese Absicht übrigens als die Einzigartigkeit der deutschen Vernichtungslager-beschrieben. Eine solche Absicht geht jedenfalls über bloße Karrieremacherei hinaus. K. Jaspers scheint mir recht zu haben. Die Antwort Arendts ist zu alternativ (entweder ist das Böse «radikal» oder «banal»). Die Banalität des Bösen bei Eichmann und den meisten SS-Männern schließt nicht die Radikalität des Bösen bei den Hauptverantwortlichen aus. Das Böse kann dann zugleich radikal und banal genannt werden, es sind

aber nicht die gleichen Menschentypen, die es ausdenken und die es ausführen. Die Heftigkeit der Angriffe auf H. Arendts Buch und auf ihre Person, die schon für die Rezeption bestimmter ihrer Artikel über den Zionismus kennzeichnend ist, ist für einen Nicht-Juden paradox: Sie, die so viel Zeit und Mühe der Judenfrage gewidmet hat, wurde gerade von jüdischen Intellektuellen und Organisationen attackiert und sogar verleumdet. R. Bernstein hat recht, wenn er am Ende seines Buches ein Fragment aus einem Satz von G. Scholems Brief zitiert, es aber anders als G. Scholem versteht. G. Scholem hatte Arendt geschrieben, daß er sie durchaus «als eine Angehörige dieses Volkes und nichts anderes betrachtete».⁸³ R. Bernstein macht daraus: «Hannah Arendt was truly «a daughter of our people»».⁸⁴
Maurice Weyembergh, Brüssel

⁸³ Hannah Arendt, *Nach Auschwitz. Essays und Kommentare I*. Berlin 1969, S. 65.

⁸⁴ A.a.O., (vgl. Anm. 4), S. 189.

Entdeckungsfahrt in weibliche Welten

Erzählungen jiddischer Autorinnen

Die Welt, welche Autoren wie Isaac Bashevis Singer, Manès Sperber, Karl Emil Franzos oder S. J. Agnon in ihren Büchern beschworen haben, ist die versunkene Welt des Ostjudentums – männlich geprägt. Zwar haben sie den Blick auf weibliche Bereiche geworfen, aber es war das männliche Augenpaar, welches diese einkreiste. Die weibliche Optik blieb für den Leser, die Leserin hierzulande weitgehend unbekannt. So hat sich vielfach ein einseitiges Bild der Frau aus diesen ostjüdischen Welten verfestigt: jenes der treubesorgten «mamme» etwa oder der schüchternen Tochter im heiratsfähigen Alter. Einzig eine Figur wie Yentl – populär geworden durch das Musical mit Barbra Streisand in der Titelrolle – hat solche Klischees über Bord geworfen und sich als Ausnahmeerscheinung im Bewußtsein etabliert.

Ein längst fälliges Buch gestattet nun einen neuen Zugang zu diesen verschwiegenen Welten der osteuropäischen Frau vor den Jahren der «Sternverdunkelung». Mit Recht trägt es den Titel «Aus der Finsternis geborgen», denn seine Sammlung von Erzählungen hebt einen wahren Schatz ans Tageslicht.¹ Es sind Texte von Autorinnen, zwischen 1880 und 1923 geboren, die alle in jiddischer Sprache geschrieben haben. Aber im Gegensatz zu Bella Chagall, Glückel von Hameln oder Hinde Bergner sind diese Prosastücke kaum übersetzt worden oder gar in selbständigen Publikationen erschienen. Meist wurden sie in Anthologien, in Zeitungen und Zeitschriften der jiddischsprachigen Welt Israels, Kanadas oder der USA publiziert. So schien es für alle Ewigkeit festgeschrieben zu sein. In einem 1990 in Toronto gegründeten Lesekreis begannen indessen die jüdischen Teilnehmerinnen nach ihren «Lost Treasures» zu fragen, nach dem literarischen Schaffen ihrer geistigen Mütter und Großmütter. Dabei stießen sie auf zahlreiche Namen von Autorinnen, die kaum einer mehr nannte oder gar kannte. Immer mehr nahm die Idee Gestalt an, diese literarischen Entdeckungen in einem Buch zu vereinigen. So erschien 1994 die englische Originalausgabe «Found Treasures», die vierundzwanzig Texte von achtzehn Schriftstellerinnen enthielt. Die Herausgeberinnen Frieda Forman, Ethel Raicus, Sarah Silberstein Swartz und Margie Wolfe hatten dabei das Material in vier Themenbereiche gegliedert: die alte Welt, die neue Welt, die Überlebenden und die Ermordeten, das verheißene Land. So traf die Welt des Stetls mit Amerika zusammen, die Schoah mit dem Exil, die Heimat Israel zugleich mit dem Land eminenten Konflikte.

¹ *Aus der Finsternis geborgen. Erzählungen jiddischer Autorinnen* (Jiddische Bibliothek, Band 4). Aus dem Jiddischen übersetzt von Armin Eidherr. Otto Müller Verlag, Salzburg-Wien 1999, 344 Seiten, S 360/DM 49.80/SFr. 47.80.

Für die deutschsprachige Ausgabe «Aus der Finsternis geborgen», die sich weitgehend an die englische Vorlage hält, hat der oberösterreichische Germanist Armin Eidherr diese Prosatexte wiederum aus dem jiddischen Original in ein schlankes Deutsch übersetzt und also den Umweg über die englische Sprache klug vermieden. Er hat damit (abgesehen von einem einzigen Text, der im jiddischen Original nicht zu finden war) ein Verfahren gewählt, das in vergleichbaren Situationen fast immer aus Gründen der Bequemlichkeit vermieden wird. In seinem Vorwort weist er darauf hin (und er beruft sich dabei auf Frieda Forman, eine der Herausgeberinnen der englischsprachigen Ausgabe), «daß dieses Buch eher ein geschichtliches Dokument als ein literarisches Werk darstellt. Es ist ein Fenster, das uns erlaubt, die Welten unserer Mütter wiederzufinden». Gleichwohl sei vorweggenommen, daß auch die literarischen Qualitäten innerhalb dieser Anthologie auffunkeln – denkt man nur schon an die Erzählbeispiele von Chava Rosenfarb oder Esther Singer Kreitman, von Dora Schulner oder Fradel Shtok.

Indessen öffnet sich nicht nur ein Fenster, sondern es entdeckt sich eine Welt. Der Gang durch diese weiblichen Landschaften des Schmerzes und der Lebensbejahung, der Sehnsucht und der Tatkraft ist ein faszinierender Vorstoß in ein Gelände, das fern und nah zugleich erscheint. Denn über alle kulturellen, ethnischen und religiösen Differenzen hinweg ist doch eine «condition féminine» wahrzunehmen, die gerade den Leserinnen aus der mündlichen Überlieferung ihrer Mütter und Großmütter nicht unvertraut ist. Diese Befindlichkeit stellt sich vorab im ersten Teil der Sammlung «Die alte Welt» ein, welche Geschichten von Geburt und Pubertät, Hochzeit und frühem Tod vereinigt, angepaßte und rebellische Frauen vorstellt, Ergebung und Ausbruch inszeniert, politisches Engagement neben privatem Glück stehen läßt. In den folgenden Teilen erhellt sich jedoch zusehends das unverwechselbare Lebens- und Überlebensmuster eines Volkes inmitten der Jahrhundertkatastrophe. Der Anteil der Frauen am Bestehen und Überstehen ist dabei unübersehbar und eindrucklich. Hier bitten Stimmen um Gehör, die man viel früher hätte vernehmen müssen.

Hilfreich gestaltet sich für den Einstieg in diese weiblichen Welten der Anhang, der neben einem Glossar auch Hinweise zu den einzelnen Beitragenden enthält. In diesen Kurzbiografien zu lesen, heißt: weiblichen Lebensläufen mit oftmals vereitelten Träumen nachzugehen. Es gibt Verschwundene und Stummgewordene, die oft mit betörenden Entwürfen ihre Vita eröffnet haben, aber von Verfolgung und Emigration wundgerieben worden sind. Andere wie etwa Esther Singer Kreitman haben zu sehr im Schatten erfolgreicher Brüder (in diesem Fall Isaac und

Joshua) gestanden, Fradel Schtok indessen hat sich von einer gnadenlosen Kritik zerstören lassen. Sie endete in einem Sanatorium für geistig Kranke. Und Jente Serdazky z.B. starb einsam, unbekannt und vor allem verkannt in einer Weltstadt wie New York: Trotz großer schriftstellerischer Meriten wurde ihr Werk nie übersetzt. Gerade aber eine Übertragung ins Englische hätte nicht nur ihr, sondern den meisten dieser Autorinnen den Weg in die amerikanische, d.h. englischsprachige Öffentlichkeit erleichtert und ein neues Publikum hinzugewonnen. So aber

blieben diese Schriftstellerinnen mit ihrem Werk in jenem engen Leserbezirk gefangen, der einem künstlerischen Ghetto gleichkam. Jede Übersetzung hätte Erlösung bedeutet. Heute leben die meisten dieser Autorinnen nicht mehr. Die Resonanz auf die Übertragungen ins Englische bzw. Deutsche ist nur in einem Raum der Toten zu hören. Den Texten jedoch eignet eine Frische und Lebendigkeit, vor allem auch jene bestürzende Heftigkeit, denen man sich nicht entziehen will.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern

«...berufen, meine Biographie zu schreiben.»

Im Gedenken an Eberhard Bethge

Am 21. Juli 1944, einen Tag nach dem gescheiterten Attentat der Verschwörer um Claus Schenk Graf von Stauffenberg auf Adolf Hitler in der «Wolfsschanze» schrieb Dietrich Bonhoeffer aus dem Wehrmachtsuntersuchungsgefängnis Tegel in einem Brief an seinen Freund Eberhard Bethge: «Wenn man völlig darauf verzichtet hat, aus sich selbst etwas zu machen – sei es einen Heiligen oder einen bekehrten Sünder oder einen Kirchenmann (eine sogenannte priesterliche Gestalt!), einen Gerechten oder einen Ungerechten, einen Kranken oder einen Gesunden – und dies nenne ich Diesseitigkeit, nämlich in der Fülle der Aufgaben, Fragen, Erfolge und Mißerfolge, Erfahrungen und Ratlosigkeit leben, – und wirft man sich Gott ganz in die Arme, dann nimmt man nicht mehr die eigenen Leiden, sondern die Leiden Gottes in der Welt ernst, dann wacht man mit Christus in Gethsemane, und ich denke, das ist Glaube, das ist *metánoia*; so wird man ein Mensch, ein Christ.» Als D. Bonhoeffer diese Zeilen niederschrieb, war er sich darüber klar, daß er nach dem mißglückten Putschversuch jederzeit als Mitwisser entdeckt werden könnte, und er wußte gleichzeitig, daß sein Freund, der bei einer Einheit der Wehrmacht (Abwehrtrupp 320) für Gegen-espionage und Partisanenbekämpfung in San Polo d'Enza (Reggio Emilia) stationiert war², aus dem gleichen Grund gefährdet war. Was D. Bonhoeffer hier als seine vor allem in der Konspiration gegen Hitler und in der Haft mühsam gewonnene Einsicht resümierte, mutete er seinem Freund zu: «Ich bin dankbar, daß ich das habe erkennen dürfen und ich weiß, daß ich es nur auf dem Wege habe erkennen können, den ich nun einmal gegangen bin. Darum denke ich dankbar und friedlich an Vergangenes und Gegenwärtiges. Vielleicht wunderst Du Dich über einen so persönlichen Brief. Aber wenn ich einmal so etwas sagen möchte, wem sollte ich es sonst sagen?» Eberhard Bethge hat während seines langen Lebens diesen Brief vom 21. Juli 1944 als den ihm «teuersten» Brief Bonhoeffers bezeichnet, nicht nur, weil darin sein Freund ihm im Angesicht der höchsten Gefahr eine Art Vermächtnis hinterlassen hatte, sondern weil auch er direkt von den Maßnahmen des nationalsozialistischen Regimes gegen die Verschwörer, ihre Mitwisser, ihre Freunde und ihre Familien betroffen war. Ende Oktober 1944 wurde er in Italien festgenommen und in das Berliner Gefängnis der Gestapo in der Lehrter Straße eingeliefert. Am 25. April 1945 wurde er daraus befreit, während knapp zuvor in der Nacht zum 23. April 1945 ein Teil der dort gefangen gehaltenen Freunde ermordet und Dietrich Bonhoeffer zusammen mit einigen der Hauptverschwörer aus der militärischen Abwehr am 9. April 1945 im KZ Flossenbürg hingerichtet worden war. Immer wieder während seines langen Lebens, wenn Eberhard Bethge in öffentlicher Rede an die ermordeten Freunde aus dem

Kreis der Verschwörer vom 20. Juli 1944 erinnerte und von dem Schmerz der Überlebenden sprach, ist die «Compassion» mit dem Leiden seines Freundes Dietrich Bonhoeffer, aufs Neue spürbar gewesen. Werner Simpfendörfer gebrauchte einmal dafür die Formulierung, daß bei Eberhard Bethge persönliche Trauerarbeit immer stärker öffentliches Profil gewonnen hat.³ Als Eberhard Bethge am 19. März 2000 im Alter von 90 Jahren starb, haben Freunde und Bekannte dies noch einmal öffentlich bezeugt.

Werner Simpfendörfers einprägsame Äußerung erschließt sich in ihrem Gehalt erst dann ganz, wenn man Eberhard Bethges Leistung bei der Edition und Interpretation von D. Bonhoeffers theologischem Werk in Verbindung bringt mit Bethges eigenem theologischen Denkweg, seinem politischen und ökumenischen Engagement.⁴ Die Bemerkungen und Absichtserklärungen in den Briefen seines Freundes aus dem Tegeler Gefängnis ernst nehmend, veröffentlichte er 1949 auf der Grundlage von nachgelassenen Entwürfen, Vorarbeiten und Notizen als erste Publikation aus dem Nachlaß die «Ethik».⁵ D. Bonhoeffer hatte in seinem ersten, aus dem Gefängnis geschmuggelten Brief an E. Bethge (18. November 1943) festgehalten: «Persönlich mache ich mir Vorwürfe, die Ethik nicht abgeschlossen zu haben (zum Teil ist sie wohl beschlagnahmt).» Während seiner ganzen Haftzeit beschäftigte er sich mit Themen aus dem Arbeitsbereich der «Ethik» («Oben/Unten», «das 19. Jahrhundert in Deutschland», eine «Bestandsaufnahme des Christentums»), und bekräftigte immer wieder seine Absicht: «Manchmal denke ich, ich hätte nun eigentlich mein Leben mehr oder weniger hinter mir und müßte nur noch meine Ethik fertigmachen.» Geprägt waren diese Überlegungen D. Bonhoeffers durch die Anstrengung, aus dem neu erschlossenen Zugang zur Bibel und aus den Erfahrungen des politischen Kampfes und der Konspiration gegen den Nationalsozialismus einen theologischen Neuentwurf zu formulieren. War die fachliche Auseinandersetzung mit der «Ethik» nach deren Veröffentlichung anfänglich gering, so wuchs das Interesse an ihr nach dem überwältigenden Erfolg von «Widerstand und Ergebung» (1951), einer Auswahl von Briefen und Aufzeichnungen aus der Haftzeit D. Bonhoeffers. Die Editions-geschichten dieser beiden Veröffentlichungen bis zur Textgestalt, wie sie diese schließlich in der Ausgabe der «Werke Dietrich Bonhoeffers» gefunden haben, sind zutiefst miteinander verknüpft und ohne die weltweite, über den kirchlichen

³ Werner Simpfendörfer, «Er freut sich hoch über des Freundes Stimme». Eberhard Bethge als Hermeneut, in: Ch. Gremmels, W. Huber, Hrg., Theologie und Freundschaft. Wechselwirkungen: Eberhard Bethge und Dietrich Bonhoeffer. Gütersloh 1994, S. 51–88, 81.

⁴ So in den 1986 begonnenen und 1999 abgeschlossenen 16 Bänden (und ein Registerband) der DBW; vgl. die Aufsatzbände von E. Bethge: Ohnmacht und Mündigkeit. München 1969; Am gegebenen Ort. München 1979; Bekennen und Widerstehen. München 1984; In Zitz gab es keine Juden. Erinnerungen aus meinen ersten vierzig Jahren. München 1989; Erstes Gebot und Zeitgeschichte. München 1991.

⁵ Vgl. dazu das im Namen der Herausgeber von Ilse Tödt verfasste Vorwort in: DBW Band 6. Ethik. München 1992, S. 7–28.

⁶ DBW Band 8, S. 186–193, 188.

⁷ DBW-Band 8, S. 232–239, 237.

¹ Dietrich Bonhoeffer, Werke. Band 8. Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft. Hrg. von Ch. Gremmels, E. Bethge, R. Bethge in Zus. mit I. Tödt. Gütersloh 1998, S. 541ff., 542 (im weiteren abgekürzt mit «DBW»).

² Hans Pfeifer, Eine Gedenktafel für Eberhard Bethge. Tagungsbericht aus San Polo d'Enza, in: Bonhoeffer Rundbrief Nr. 55 (März 1998), S. 56–59.

Bereich hinausreichende Wirkung von «Widerstand und Ergebung» nicht zu verstehen. Die editorische Sorgfalt, die E. Bethge bei den Neuausgaben jeweils an den Tag legte und die er als Berater bei den «Werken» noch einmal einbrachte, entsprangen seinem Willen, mit dem Erbe seines Freundes sachgerecht umzugehen.

Als «Widerstand und Ergebung» 1951 zum ersten Mal veröffentlicht wurde, stand der theologische Gehalt des Briefwechsels im Vordergrund. Familiäre und persönliche Aspekte wurden zwar nicht verschwiegen, waren sie doch zum Verständnis der Briefe wichtig, der Empfänger aber der «Briefe an einen Freund» wurde nicht genannt. Erst mit der «Neuausgabe» von 1970 wurde deutlich⁸, daß der Adressat der Briefe, jetzt als Eberhard Bethge bezeichnet, ein gleichberechtigter Partner eines sich entwickelnden theologischen Gesprächs war. Mit der Veröffentlichung der «Werke» ist dies nun durch die Ergänzung der wenigen noch in der «Neuausgabe» vorhandenen Auslassungen ohne jede Einschränkung erkennbar.

Einen entscheidenden Schritt zwischen der erstmaligen Veröffentlichung von «Widerstand und Ergebung» und deren «Neuausgabe» markierte die monumentale Biographie D. Bonhoeffers, die E. Bethge 1967 veröffentlichte.⁹ Sie wurde notwendig, weil nach der Publikation der «Gefängnisbriefe» und weiterer theologischer Schriften es für die Leser immer wichtiger wurde, daß der Zusammenhang von Theologie, Biographie und politischem Handeln Bonhoeffers eigens erschlossen würde. Nicht daß D. Bonhoeffers theologische Arbeiten auf seine Biographie reduziert werden sollten, aber eine so auf die Realisierung angelegte Theologie fordert die Kenntnis des Kontextes, auf die sie eine dem Evangelium gemäße Antwort sein wollte. Diese Verschränkung von Sachhaltigkeit und Leben widerspiegelt sich in dem komplexen Aufbau der Biographie.

⁸ Vgl. das Vorwort in der Neuausgabe (München 1970), S. 5–8.

⁹ E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer. Theologe, Christ, Zeitgenosse. München 1967; 3. durchg. Aufl. 1970; 6. Aufl. 1986; J. Seim, Zur Methode der Biographie, in: *EvTheol* 39 (1979) S. 431–450.

ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich
Telefon (01) 201 07 60, Telefax (01) 201 49 83
Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,
Josef Bruhin, Werner Heierle, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice
Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting),
Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 2000:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 57.– / Studierende Fr. 42.–
Deutschland: DM 69.– / Studierende DM 49.–
Österreich: öS 520.– / Studierende öS 400.–
Übrige Länder: sFr. 53.– zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 60.– / DM 70.– / öS 500.–

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8
Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Konto Nr. 6290-700
Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG,
Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),
Konto Nr. 473009 306, Stella Matutina, Feldkirch

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die
Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

In der im Rahmen der «Werke» veröffentlichten Fassung von «Widerstand und Ergebung» werden in den nun ergänzten Passagen in E. Bethges Briefen an D. Bonhoeffer Bethges Reflexionen auf den Eigenstand in dieser Freundschaftsbeziehung zum ersten Mal deutlich. D. Bonhoeffers behutsame Ermutigungen auf die ersten literarischen Versuche E. Bethges ermöglichten es dem Empfänger der Briefe, sich seiner Autorschaft differenziert zu vergewissern. Man könnte vermuten, daß das, was hier E. Bethge nach einem langen erfolgreichen Leben als theologischer Autor und Redner von seinen Anfängen nun öffentlich zugänglich gemacht hat, er noch einmal in jener Freundschaft verorten wollte, der er dies auch zu verdanken hatte.

E. Bethges theologische Publikationen zu D. Bonhoeffer sind gerade dadurch den Intentionen seines Freundes treu geblieben, weil sie den Schritt von der präzisen Edition und der sachgemäßen Interpretation zur Analyse der aktuellen kirchlichen und gesellschaftlichen Situation Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg gewagt haben. Die Frage nach dem Vermächtnis seines Freundes brachte ihn in Distanz zum breiten Strom kirchlicher Zeitgeschichtsforschung nach 1945, indem er nicht nur an die produktiven theologischen Einsichten, welche die Bekennende Kirche im Kirchenkampf gewann, sondern auch an deren Defizite erinnerte. Für viele Zeitgeschichtler gilt deshalb seine Bonhoeffer-Biographie als ein eigenständiger Beitrag zur Geschichte des Widerstandes im Dritten Reich.¹⁰ Dies brachte ihm in seiner Kirche nicht nur Freunde, wie er in einem Vortrag während seiner Tätigkeit als Gastprofessor am «Union Theological Seminary» 1976 lapidar feststellte, als er davon berichtete, wie er durch die Nachfragen seiner Zuhörer in den USA und durch den Briefwechsel mit dem Philosophen Emil Fackenheim zu einer selbstkritischen Revision seiner eigenen Positionen in den dreißiger und vierziger Jahren gekommen sei.¹¹ «Langsam begriff ich, daß ein Jude Bonhoeffers Vortrag von 1933 «Die Kirche vor der Judenfrage» anders lesen mußte als ich es tat. Außerdem begriff ich, wie Juden unsern verborgenen Antijudaismus und unsere staatsgläubige Haltung sehen mußten.» In einer Vielzahl von Reden und Aufsätzen hat E. Bethge in der Folge seine eigene theologische Biographie wie die Arbeiten seines Freundes D. Bonhoeffer immer wieder unter diesem Gesichtspunkt gelesen, geprüft und den Rückfragen jüdischer Gesprächspartner ausgesetzt.¹² Im Blick auf D. Bonhoeffer konnte er dann zurückhaltend formulieren, daß dieser für die Christen die Möglichkeiten eines neuen Dialogs mit den Juden geschaffen habe: «Er hatte als einer von wenigen sich dem Komplizentum mit den «Endlösern» entwunden. Das macht aus ihm eines der unersetzlichen Bindeglieder zu den Opfern, zu den Entkommenen und zu den Nachkommen des Holocaust.» Im Blick auf die Kirchen und deren Weg nach 1945 formulierte er aber gleichzeitig, daß für sie das Leben der Buße noch ausstehe. Im Angesicht dieser Herausforderung, wie sie E. Bethge in seiner lebenslangen Anstrengung um Bonhoeffers Vermächtnis auf sich genommen hatte, gewinnt eine Bemerkung in D. Bonhoeffers Brief vom 1. Februar 1944, die wie ein Scherz klingt, ihren ganzen Ernst¹³: «Carpe diem – d.h. in diesem Falle, ich nutze jede Gelegenheit, Dir einen Gruß zu schreiben. Erstens könnte ich wochenlang schreiben, ohne ans Ende zu kommen mit allem, was ich Dir zu erzählen hätte, zweitens weiß man nie, wie lange es noch geht. Und nachdem Du ja doch einmal dazu berufen sein wirst, meine Biographie zu schreiben, so will ich Dir dazu noch möglichst vollständiges Material zur Verfügung stellen!»

Nikolaus Klein

¹⁰ H. E. Tödt, Eberhard Bethge als Theologe und Zeitgeschichtsforscher, in: *EvTheol* 49 (1989) S. 397–416.

¹¹ E. Bethge, The Holocaust and Christian Anti-Semitism: Perspective of a Christian Survivor, in: *USQR* 32 (1977) 3–4, S. 141–155.

¹² E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer und die Juden, in: E. Feil, I. Tödt, Hrsg., Konsequenzen. Dietrich Bonhoeffers Kirchenverständnis heute. (IBF, 3). München 1980, S. 171–214; Ders., Nichts scheint mehr in Ordnung, in: W. Huber, I. Tödt, Hrsg., Ethik im Ernstfall. Dietrich Bonhoeffers Stellung zu den Juden und ihre Aktualität. (IBF, 4). München 1982, S. 30–40.

¹³ *DBW* 8, S. 308–313, 308f.